

Univerzita Karlova v Praze

Filozofická fakulta

Ústav germánských studií

## Diplomová práce

Barbora Bolková

Von Kritik zur Verinnerlichung: Ernst Wiechert im Dritten Reich

Mezi kritikou a vnitřní emigrací: Ernst Wiechert v Třetí říši

Between Critique and Inner Emigration: Ernst Wiechert in the Third Reich

Praha 2011

Vedoucí práce: Mgr. Štěpán Zbytovský, Ph.D.

Za cenné rady, kritické připomínky a podnětné konzultace vděčím především vedoucímu práce panu Mgr. Štěpánovi Zbytovskému, Ph.D.

Prohlašuji, že jsem tuto diplomovou práci vypracovala samostatně a výhradně s použitím citovaných pramenů, literatury a dalších odborných zdrojů.

V Praze dne

Anotace:

Tato práce má na základě analýzy narativní struktury a historického kontextu literárních děl a dalších textů autora zodpovědět otázku, jak se v nich odráží osobní a autorský vývoj Ernsta Wiecherta, především pak jeho postoj k nacistickému režimu. Ukáže, v jakých bodech se raná tvorba podobá ideologům německého nacionálního socialismu a jakým způsobem se od nich autor později distancuje. Práce popisuje charakter jeho kritiky režimu v polaritách politické a morální, jakož i důvodu pro autorovu vnitřní proměnu od kritiky ke „zniternění“.

Diese Arbeit soll durch Analyse der narrativen Strukturen sowie des historischen Kontextes der Werke Ernst Wiecherts eine Antwort auf die Frage liefern, wie sich darin die persönliche sowie dichterische Entwicklung des Autors und insbesondere seine Stellung zum Nazi-Regime spiegelt. Es soll gezeigt werden, inwiefern sein Frühwerk den nationalsozialistischen Ideologemen nahe steht und wie sich der Dichter davon später distanziert. Es wird dem Wesen seiner Kritik am Regime nachgegangen werden, sowie seinem inneren Wandel von Kritik zur Verinnerlichung.

Based on a narrative structure and historical context of literary works and other articles of the author, this thesis is supposed to answer a question how Ernst Wiechert's work reflects his personal and authorship development and above all his attitude to the Nazism regime. It shows in which points his early production is similar to ideologeme of German national socialism and how the author distances from them later. The thesis describes the character of his regime critics in political and moral polarity as well as the reason for the author's inside transformation from critics to Inner Emigration.

## Inhalt

1. Voraussetzungen .....	6
2. Die Verneinung des Lebens .....	10
2.1 Der Totenwolf .....	14
2.2 Wiechert als Wegbereiter des Nationalsozialismus? .....	18
3. Die Herzen bewegen .....	21
3.1 Die Münchener Reden.....	24
4. Verdeckte Schreibweise .....	31
5. Gelebtes Vorbild .....	32
5.1 Recht und Gerechtigkeit.....	35
5.1.1 Inneres Gesetz .....	35
5.1.2 Könige als Verwalter des Rechts .....	39
5.2 Aktualität und Kritik .....	41
5.2.1 Der Herrscher .....	41
5.2.2 Das Volk .....	45
6. Das einfache Leben .....	49
6.1 Antagonistische Konstellationen.....	54
6.2 Entsagende Vollendung .....	57
6.3 Eskapistische Strategie der Verinnerlichung.....	63
7. „Und dann folgte das siebenjährige Schweigen.“ .....	68
8. Quellen .....	72

*„Ob jemand gegen das Unrecht aufsteht, ist nicht Sache seiner Weltanschauung, sondern seines Herzens.“  
(Ernst Wiechert)<sup>1</sup>*

## 1. Voraussetzungen

Seinerzeit zählte der Schriftsteller Ernst Wiechert zu den meistgelesenen Autoren, seine Bücher galten als Bestseller. Will man sich jedoch heute schnell ein Überblick über das Leben und Werk des Schriftstellers Ernst Wiechert verschaffen, stößt man auf scheinbar widersprüchliche Informationen. Zwar erscheint Wiecherts Name in allen Abhandlungen zu der Inneren Emigration (wie auch diese definiert wird), doch sind sich die Autoren nicht einig, ob das Werk eine kritische Wirkung hatte oder als „Aporie des einfachen Lebens“ bloß resignierende Haltung des Dichters zeigt; zwar wird festgestellt, dass in dem Werk eine politische Konversion vorzufinden ist, doch die Gründe dafür werden verschwiegen.

Der Schriftsteller Ernst Wiechert stand anfangs dem konservativ-nationalistischen Gedankengut nicht fern. In seinen Werken vor 1933 nimmt er fast alle Ideologeme vorweg, deren sich später die nationalsozialistische Propaganda bediente, wie Blut-und-Boden-Mythos, enge Bindung an die „Scholle“, Verherrlichung des Kampfes und Krieges, völkisch-nationales Bewusstsein sowie Idealisierung eines Deutschlands, welches sich auf germanische Traditionen rückberuft, oder Kritik an der entarteten Zivilisation. Darüber hinaus war Wiechert vom wilhelminischen Reich und dem Gedanken einer demokratischen Staatsordnung sehr enttäuscht, er vertrat eine Ablösung demokratischer Gesellschaftform zugunsten eines Führer-Gefolgschaft-Systems.

Diese Einsichten brachten ihm Sympathien der Nationalsozialisten, die es zunächst für möglich gehalten hatten, diesen mit dem Wald und dem Blut so verbundenen Autor für sich gewinnen zu können. Der Autor schien ein Verkünder des „neuen Zeitalters“ zu sein, in „Der Totenwolf“ antizipiert er fast alle nationalsozialistischen Motive. Schon vor 1933 war Wiechert nicht nur ein leidenschaftlicher Lehrer und Erzieher, sondern auch ein bekannter Schriftsteller, schon damals bekannt genug, um in Literaturgeschichten und Dissertationen behandelt zu

---

<sup>1</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten; S. 450 (= JuZ)

werden<sup>2</sup>, hatte 1929 den Literaturpreis der Europäischen Zeitschriften, 1930 den Schünemann-Preis und 1932 den Volkspreis für Dichtung der Raabe-Stiftung bekommen, und als ein solcher übte er einen relativ großen Einfluss aus. Jedoch versagt sich Wiechert entschieden den Hoffnungen der „neuen Lehre“, distanziert sich später von seinem frühen Werk und bezeichnet es als „kranke Bücher“ und als eine Phase, aus der er zunächst hatte genesen müssen. *„Denn auch dieses Buch [Der Totenwolf] war ja weit davon entfernt, ein gesundes Buch zu sein, eines, in dem mit ruhiger Hand ein Stück Schicksal und Welt aufgeschrieben wurde. Hier hatte ein Fieberkranker sich auf die andere Seite geworfen, aber seine Fieberträume hatten damit nicht aufgehört.“*<sup>3</sup>

Das Gedankengut sowie die Motive, die sich bei Wiechert wie ein roter Faden durch sein gesamtes Leben ziehen, bauen nicht auf einer ausgearbeiteten Ideologie, sondern beruhen auf einer besonders engen Bindung an seine Heimat, den Wald und die dem Menschen eigene Humanität. *„Ich wollte fortfahren, meine Bücher so zu schreiben wie bisher. Nicht Blut und Boden-Bücher, aber Boden-Bücher, nur daß auf meinem Boden die Liebe wuchs und nicht der Haß oder die germanischen Götterkenel.“*<sup>4</sup>

Bereits 1933 zeigt sich jedoch Ernst Wiechert in seiner ersten Münchener Rede dem Regime gegenüber skeptischer als erwartet. In der zweiten Münchener Rede zwei Jahre später vollzieht er dann seinen Bruch mit dem nationalsozialistischen Staat, indem er die Tagespolitik grundlegend ablehnt. Seine entschlossen kritische Haltung dem Regime gegenüber spiegelt sich in der Novelle „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“, die später als typisches Beispiel für das sogenannte „verdeckte Schreiben“ der inneren Emigration bezeichnet wurde. Eine Veröffentlichung dieses Textes wurde nicht genehmigt, Wiechert las aber aus dem Werk auf seiner Lesereise 1937/1938 vor. Dies hatte für den Dichter schwerste Folgen: Unter dem Vorwand der Verweigerung der Beitragszahlung für das Winterhilfswerk als Solidaritätserklärung für den inhaftierten Pastor Martin Niemöller wurde er verhaftet und „wegen betont staatsfeindlicher Gesinnung und Erregung öffentlicher Unruhe gegen Partei und Staat“<sup>5</sup> zu sieben Wochen Konzentrationslager Buchenwald verurteilt. In seinem unmittelbar

---

<sup>2</sup> z.B. Dissertationen: Hans Cramer: Das zeitgenössische Werk Ernst Wiecherts; W. von Stein: Ernst Wiechert – ein Dichter der Generationsprobleme; I. Utz: Ernst Wiecherts Stellung zu seiner Zeit und seine Lösung durch das Gesetz der Erde (1939), Ebeling: Ernst Wiechert (1937)

<sup>3</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten, S. 223

<sup>4</sup> ebd., S. 335

<sup>5</sup> Wiechert: Totenwald, S. 26

danach verfassten Roman „Das einfache Leben“ herrscht ein neuer Ton vor. Das Thema gehört der Rückbesinnung auf den Eigenwert eines Menschen und seiner Innerlichkeit, der Aporie des einfachen Lebens. Dieses bis heute am bekanntesten gebliebene Werk Wiecherts wurde ein Verkaufserfolg, gleichzeitig jedoch auch zum Anstoß vieler Kritiker Wiecherts. Seine Verinnerlichung sei resignativ, der Roman ein „Symptom intellektueller Verdummung“<sup>6</sup>. So kommt es, dass man bei einer Recherche viele geradezu widersprüchliche Informationen und Bewertungen dieses Autors findet.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die persönlich-schöpferische Entwicklung Ernst Wiecherts und seine Stellung zum Dritten Reich anhand seiner Werke zu verfolgen, unter Berücksichtigung seiner (un)politischen Reden und der Biographie. Es wird ein Versuch unternommen, die scheinbar widersprüchlichen Informationsstücke über den Autor in den Kontext und somit in Einklang zu bringen. Es soll analysiert werden, ob es in seinen Denkpositionen Gemeinsamkeiten mit der nationalsozialistischen Ideologie gibt, die er in sein Werk hineinprojiziert, die ihm die Sympathien der Nationalsozialisten brachten und wegen deren er als ein Mitläufer oder gar Befürworter des Regimes bezeichnet werden konnte. Weiter soll der Frage nachgegangen werden, was der Autor am Nationalsozialismus kritisiert, wodurch seine Kritik ausgelöst wird und wie wird seine Kritik legitimiert. Schließlich beschäftigt sich diese Arbeit mit der von Wiechert entworfenen Alternative zu dem kritisierten Zustand, mit dem Typus des Zwei-Welten-Modells und der Suche nach dem höchsten Imperativ des „inneren Gesetzes“.

Der Weg von der Kritik zur Verinnerlichung wird anhand der fiktionalen sowie autobiographischen Texte Ernst Wiecherts verfolgt, es werden im folgenden Romane, eine Novelle, öffentliche Reden sowie die zwei Autobiographien des Autors analysiert. Zu jeder „Station“ der Entwicklung werden repräsentative Texte gewählt, anhand derer die jeweilige Auffassung des Autor illustriert werden soll. Ausgehend von dem Roman „Der Totenwolf“ zur Veranschaulichung der ideologischen Prädisposition vor 1933 Ernst Wiecherts, wird die Novelle „Der weiße Büffel“ sowie die beiden Münchener Reden von 1933 und 1935 als Beispiele für die kritische Phase hinzugezogen und schließlich soll der Roman „Das einfache Leben“ als ein Beweis für die Verinnerlichung dienen, den Abschluss des kuriösen Wegs, welchen der Dichter mit seinem Leben und Werk umschrieb. Die Auswahl der Texte verfolgt den Weg des Dichters, die einzelnen

---

<sup>6</sup> Schonauer (1961), S. 134



Stationen in seiner Entwicklung soll jeweils anhand eines Textes erläutert werden, der für die jeweilige Lage bezeichnend ist.

In der Sekundärliteratur wird diese Frage kaum behandelt, die Mehrzahl der Abhandlungen über Ernst Wiechert widmet sich – unabhängig von ihrer Entstehungszeit – der Bindung des Autors an die Natur und seine masurische Heimat, oder der Analyse seines Verhältnisses zum Christentum mit der Frage, inwiefern Wiechert ein christlicher Dichter oder Dichter des Christentums sei. Doch einer kontroversen Diskussion um Wiecherts politische Konversion scheint die Forschung absichtlich auszuweichen. Neben den Überlegungen zu den einzelnen Stationen soll in dieser Arbeit auch jeweils die Stellungnahme der zwei größeren Monographien zu Wiechert (Boag: 1987 und Hattwig: 1984) vorgestellt und hinterfragt werden.

Der Fragestellung - der Verfolgung des Wandels vom aggressiven zum defensiven Kritikmodell Wiecherts - scheint eine chronologische Vorgehensweise am gerechtesten zu werden, denn sie ermöglicht die Voraussetzungen und Beweggründe für diese Entwicklung des Dichters zu beobachten.

## 2. Die Verneinung des Lebens

„Am Anfang war Gott. In der Mitte war die Verneinung.  
Woraus der Weg meiner Helden folgt.“<sup>7</sup>

Als erstes der Werke Ernst Wiecherts wollen wir hier seinen Roman „Der Totenwolf“ behandeln, der uns als Zeugnis dafür dienen soll, warum der Dichter von den Nationalsozialisten so sehr umworben wurde. Es soll gezeigt werden, welche Dispositive des Völkischen aufgenommen werden, wie mit ihnen umgegangen wird, wie sich der Gestus der Verneinung auswirkt. Es soll erläutert werden, inwiefern dieses Werk eine „erste Station“ in der künstlerischen sowie menschlichen Entwicklung Ernst Wiecherts darstellt. Dieses Kapitel soll eine Grundlage zum Verständnis der späteren Werke und der inneren Wende des Dichters schaffen, insofern bereits hier Themen und Motive in pervertierter Form auftauchen, an denen die NS-Propaganda Anstoß nahm und aufgrund deren sie den Wiechert als einen der ihrigen betrachtete.

Von der idyllischen Kindheit inmitten der masurischen Wälder, wie sie Wiechert viel später in „Wälder und Menschen“ schildert, bis zur Berufung auf Hakenkreuz und völkisch-nationale Ideologeme führt noch ein langer Weg. Ein Weg, der – falls wir dem später entworfenen Selbstbild des Autors Glauben schenken wollen – dem Weg seiner Helden ähnelt. Er führt aus der Natur in die Stadt, die einen verdirbt, er führt in den Krieg und wieder zurück zum Individuum. Fast scheint es, als durchgehe der Dichter mit seinen Schlüsselfiguren immer wieder seinen eigenen Weg. Er erscheint jedoch jedes Mal im neuen Licht.

Ernst Wiechert wurde am 18. Mai 1887 im Forsthaus Kleinort, heute Pierslawek, in Ostpreußen, inmitten der masurischen Wälder geboren. Seine Kindheit schildert er später in „Wälder und Menschen“ sowie „Jahre und Zeiten“ beinahe idyllisch. Er sah sich *„Eingebettet in die grenzenlosen Wälder, in den Lauf der Jahreszeiten, in die Liebe einer kleinen Gemeinschaft, früh dem Leid und den Träumen hingegen, früher Erschütterung fähig, fromm und noch sündenlos. Aber alles schon leise beschattet von einer gegenstandslosen Sehnsucht, dem Alltag nicht immer gewachsen, kein Held und kein Eroberer, mehr betrachtend als tätig, früh geneigt, Besonderes zu verklären und vor dem*

---

<sup>7</sup> Ernst Wiechert: Zu meinem Leben und meinen Büchern; zitiert nach Plesske (1999), S. 129

*Wirklichen in das Unwirklich zu flüchten.*<sup>8</sup> So schildert Wiechert im Jahre 1936 den Beginn seines Werdegangs, der von der frühen Erfahrung der Natur und Humanität geprägt wurde. Das Bild der Landschaft vor seinen Augen und die Stimme Tante Veronikas noch im Kopf, begegnet er der Welt jenseits der Wälder nur mit äußersten Schwierigkeiten, wie auch viel später der Protagonist in „Die Jeromin-Kinder“ Jons Jeromin. Aus der Begegnung des reinen Kindes aus den endlosen Wäldern mit der Stadt-Welt resultiert eine starke Frustration, die sich beinahe in allen Werken Wiecherts spiegelt. Der Wald als eine Bezugsgröße erscheint als Grundschema aller seiner Texte. Dem gegenüber steht die Stadt als Ort des Bösen. Dieses Grundschema zieht sich mutatis mutandis – trotz geographischer Verschiebung beispielsweise Richtung Dschungel und Dorf in „Der weiße Büffel“ – durch sein ganzes Werk hindurch. Im Verlauf der Erzählung wird die Bezeichnung Dschungel durch Wald ersetzt, wodurch die Beziehung der Aussage zur heimatlichen Landschaft noch verstärkt wird.

Messing (1986) betont, dass der immer wiederkehrende Antagonismus von Wald und Stadt keine bloße autobiographische Eigenheit des Dichters ist, sondern als ein aussagekräftiges Grundschema verstanden werden muss: *„Dieses übereinstimmende Landschaftsbild (...) als einen bloßen Ausdruck seiner Verbundenheit zur ostpreußischen Heimat ansehen zu wollen, hieße, einen durch sein gewollte – und oft etwas erzwungene – Einfachheit unbequemen Autor zum belanglosen Heimatdichter abzustempeln und sich dem Problem, das Wiechert mit seiner nachdrücklich Betonung der Landschaft aufgibt, nicht zu stellen.“*<sup>9</sup> Dieses Problem der Bedeutung der antagonistischen Gegenüberstellung der die Geborgenheit und Humanität stützenden Natur und der verführerischen Stadt, gespeist aus der Enttäuschung von der Universität, ihrer „toten“ Wissenschaft statt dem „lebendigen Zauber“ (EW: Jahre und Zeiten), wird näher im Kapitel zu dem Roman „Das einfache Leben“ behandelt.

Ernst Wiechert hatte viele Jahre gebraucht, um diese Frustration aus der Kindheit zu überwinden, ähnlich wie er lange Zeit gebraucht hatte um mit der Erfahrung des ersten Weltkrieges fertig zu werden. Er wurde von der vorherrschenden Stimmung der nationalistischen Begeisterung mitgerissen und meldete sich 1914 freiwillig beim Militär. Infolge einer Nierenentzündung wurde er vom Dienst entlassen, kehrte jedoch 1915 als Offizier an die Front zurück und bekam nach dem Ende des Krieges für seine Verdienste

---

<sup>8</sup> Wiechert: Wälder und Menschen, S. 23

<sup>9</sup> Messing: Untersuchungen zum Werk Ernst Wiecherts; S. 69

das Eisernen Kreuz. Die erste Begeisterung für nationale Ideen war jedoch vorbei: „*Ich erkannte, daß eher das Vaterland als die Menschlichkeit untergehen dürfte...*“<sup>10</sup>. Noch viele Jahre später in seiner Autobiographie versucht Wiechert seine Fronterfahrung zu bewältigen. Dabei interessieren ihn weder die Erlebnisse noch die Tatsachen des Krieges, keine militärisch relevante Fakten. Vielmehr machte er sich auf die Suche nach dem Sinn des Krieges. In „Jahre und Zeiten“ bringt der Dichter die Kriegserfahrung und seine frühen Werke in direkten Zusammenhang:

*„Ich habe Jahre gebraucht, um diesen Krieg in mein Leben einzufügen. Nicht sein Erlebnis, seine Tatsache, denn diese endeten mit meiner Heimkehr. Sondern seinen Sinn. Das, was die Erlebnisse überdauerte und als eine Art von Testament in mir noch ruhte, als ich das Gewehr längst aus der Hand gelegt hatte. Das, was gleichsam versiegelt in mir schlief und darauf wartete, daß ich das Siegel löste.“*<sup>11</sup>

Die Artikulierung der drei Stationen des Entwicklungsganges Wiecherts ist von signifikanter Bedeutung für das Verständnis seiner Romane, die später als typisch für die Innere Emigration bezeichnet werden. Der Kindheit wird eindeutig der Status des Paradieses zugeschrieben, die Lehrjahre in der Stadt werden demzufolge als Ausstoßung aus diesem Paradies verstanden. Zugespitzt wird dieser Prozess in der Entfremdung als Folge der Kriegserfahrung. So geschah es, dass seine beiden nächsten Bücher, „Der Wald“ und „Der Totenwolf“, ein Versuch waren, das zerstörte Gleichgewicht wieder herzustellen, was ihm durch seine Anlage noch nicht gelungen ist. Später distanzierte sich der Autor von diesen seinen Büchern, vor allem von „Der Totenwolf“. Es sei „ein krankes Buch, vom Fieber der Zeit durchschüttelt“<sup>12</sup>, und doch für ihn selbst sogar notwendig, um den Körper und Seele von diesem Fieber zu reinigen, um den Krieg endgültig innerlich zu überwinden.

Paradox ist, dass Wiechert lediglich den Akt der Niederschrift bedurfte, um zu genesen. So lag „Der Totenwolf“ – seinen eigenen Worten zufolge<sup>13</sup> - bereits weit hinter ihm, als er erschien. Das Buch wurde 1922/23 geschrieben, veröffentlicht wurde es jedoch erst 1924 im Verlag Habel&Naumann. Auch wurde „Der Totenwolf“ zum ersten Buch Wiecherts, welches einen Erfolg hatte und indem „es von allen begierig als ein Bann

---

<sup>10</sup> Wiechert: JuZ, S. 163

<sup>11</sup> JuZ, S. 192

<sup>12</sup> JuZ, S. 220

<sup>13</sup> JuZ, S. 219

ergriffen und vorausgetragen wurde, in deren Weltanschauung es paßte.“<sup>14</sup> So wurde der Autor erst von dem Regime umworben, nachdem er diese seine Entwicklungsphase überwunden haben wollte.

„Der Totenwolf“ erschien mit einem Hakenkreuz auf dem Schutzumschlag, später immer wieder in neuen Auflagen, wobei das Hakenkreuz auf dem Buch noch bis 1935<sup>15</sup> blieb. Der Inhalt des Romans und die weltanschauliche Ausrichtung des Verlages sollten mit einem schwarz-weiß-rotem Umschlag veranschaulicht werden. Wiechert stellte später diese Tatsache so dar, es sei gegen seinen zornigen und vergeblichen Protest geschehen, worin Franke (2003) einen Beleg dafür sieht, dem Dichter sei diese Episode als ehemaligen KZ-Häftling nach 1945 peinlich gewesen. Bekräftigt sehe ich diese These in der Tatsache, dass Wiechert selbst in seinen Memoiren den Begriff „Hakenkreuz“ kein einziges Mal erwähnt, sondern lediglich behauptet, das Buch wäre „In einigen Auflagen sogar unter dem Zeichen des Sonnenrades“<sup>16</sup> erschienen. Das Hakenkreuz, aus dem Zeichen des Sonnenrads abgeleitet, galt etwa bereits seit 1900 als Abzeichen der völkischen Bewegungen und spätestens ab 1920 als Parteizeichen der NSDAP.

Bereits der Umschlag mutet eine gewisse Nähe des Autors zum deutsch-nationalen Gedanken an, die wir in einer Äußerung Wiecherts bestätigt finden:

*„Das Hakenkreuz, darin stimme ich mit Ihnen durchaus überein, muß unter allen Umständen fort, obwohl ich ihm nahe genug verwandt bin oder vielleicht gerade deshalb.“* (Brief Ernst Wiecherts an Georg Naumann vom 20.6.1924, nur auszugsweise erhalten, zitiert nach Reiner 1974, S. 39)

Von einem zornigen Protest kann also kaum die Rede sein. Auch ist es fraglich, ob der Dichter dadurch „mißbraucht wurde“<sup>17</sup>, wie er im Nachhinein postuliert, da sich in dem Werk selbst viele der nationalen Gesinnung nahe Motive und Ähnlichkeiten finden lassen. Dass das Werk von den Nationalsozialisten *gebraucht* wurde, lässt sich viel eher behaupten. Eben die Nähe seine Weltanschauung war es, was die Nationalsozialisten veranlasste, noch im Juli 1934, also 10 Jahre nach der Herausgabe, Wiechert zu ersuchen,

---

<sup>14</sup> JuZ; S. 220

<sup>15</sup> Hattwig (1984); S. 13

<sup>16</sup> JuZ; S. 221

<sup>17</sup> JuZ, S. 221

um in einem Lager der Hitlerjugend aus „Der Totenwolf“ zu lesen. Ernst Wiechert – denselben Autor, der nach 1945 als Inbegriff des mutigen Widerstandes gelten sollte.

## 2.1 Der Totenwolf

Der „Totenwolf“ Wolf Wiedensahl, der Held des Romans, unternimmt seinen Kreuzzug gegen die erniedrigte, industrialisierte, verstädterte, das heißt ihrem ursprünglichen Wesen entfremdete Welt, die ihn umgibt. Die Handlung endet mit dem Selbstopfer des Helden, aufgewertet durch die vom Christentum gekennzeichneten Erlösermotive. Die „Eroberung der Welt“ gelingt dem Protagonisten zwar nicht, doch reklamiert er den „Vernichtungszug“ wenigstens begonnen zu haben.

Ähnlich wie in vielen anderen Texten Wiecherts haben wir auch hier mit einer dialektischen Struktur zu tun, die auf Gegensätzen ihren Wertungsmaßstab aufbaut. Wald und Gott – zwei Autoritäten, die den Dichter auch später begleiten werden und seinen Wertungsmaßstab bestimmen, werden in „Der Totenwolf“ pervertiert bis zum Irrsinn. Die Sozialisierung Wolf Wiedensahls haben Natur und Wald bestimmt. Er wird als ein kleines Tier des Waldes beschrieben, das sich in der Natur bewähren muss. Die Grenzen zwischen Mensch und Tier verschwimmen. Wolf „urteilt“ wie ein Tier im Wald nach seinen Sinneswahrnehmungen, mit den „Augen des Wildes“, auch über Menschen urteilt er nach einer Geruchsempfindung: „*Sie riechen so schlecht,‘ flüsterte er. ‚Wie das Gift im Walde.*“<sup>18</sup> Wie ein Tier riecht er in seinen ihm unbekannten Eltern etwas fremdes und bedrohliches. Er besitzt nicht die soziale Erfahrung einer Gesellschaft, Stand, Rang oder Wohnort („*Wohnort?*“, *Am Moor.*“<sup>19</sup>) sind ihm kein Begriff, seine leiblichen Eltern sind ihm unbekannt, er weiß nicht, was Liebe ist. Und wie ein Tier soll er auch in der Schule gezähmt werden.

Das Bild der Natur als „grünes Haus“, durchaus vereinbar mit dem Konzept der Heimatliteratur, kontrastiert mit seiner ersten Erfahrung mit der sich im fortschreitenden Prozess des Unterganges befindenden Stadt. Der Erzähler übernimmt kritiklos die Perspektive Wolfs und beurteilt die Welt nach den Kategorien der Naturgesetzlichkeit,

---

<sup>18</sup> Totenwolf, S. 45

<sup>19</sup> Totenwolf, S. 62

sodass die Wertung der Stadt extrem negativ ausfällt. „Graue Wüste“, „totes Land“<sup>20</sup>, „Hauch des Grabes“<sup>21</sup> – das sind nur einige der Zuschreibungen, die durchaus mit dem in der wilhelminischen Zeit aufgegangenen Konzept der Agrarromantik zu vereinbaren sind. Das Bild der „Mutter Erde“<sup>22</sup> bis zur deren Verklärung als Kraft der Scholle („*Dort, ‘ sagte er, ‘ soll es geboren werden, auf dem Moor, wo der Wind herkommt, wo die großen Gedanken Gottes über die Erde gehen.*“<sup>23</sup>) lässt durchscheinen, warum der Autor des Romans von den Nationalsozialisten so sehr umworben wurde.

Der heutige Leser stutzt bei der Lektüre über die Nähe des Textes zum später berüchtigt gewordenen Blut-und-Boden-Mythos. Die Kraft des Blutes wird als ein beinahe religiös anmutendes Konzept eingeführt. Zum einen wird die Genealogie des Geschlechts Wiedensahls ausführlich beschrieben und die Bedeutung des Blutes für die Sendung des Menschen. So wird Wolf ein „Leibgezeichneter“<sup>24</sup> genannt oder sucht sich, seinem Ende nahe, Hilde als Mutter seines künftigen Kindes aus, welches „vollenden soll“. Dieses Kind soll ein Träger der Zukunft und der Sendung Wolfs sein, es soll „*den Faden, der meine [Wolfs] Seele anknüpft an das kommende Geschlecht, die Schale, die mein Blut empfängt*“<sup>25</sup> sein. Zum anderen aber lassen sich in diesem Konzept Risse entdecken, die Geschlechterfolge scheint Kennzeichen einer Degeneration zu tragen: „*Geben sich keine Mühe, Hochwürden!*“ *sagte er mit häßlichem Lächeln. ‘Eine degenerierte Familie, durch edle Leidenschaften herabgesunken... nur der Sohn wird neuen Glanz über das Geschlecht bringen ... Prinz Wolf vom Totenwinkel...*“<sup>26</sup> Zwar bezieht Wolf Wiedensahl diese Aussage auf seine Eltern und hält sich selbst für denjenigen, der nicht nur sein Blut, sondern das ganze Volk erlösen wird, doch nachfolgend erweist sich, dass er vielleicht bloß ein irrer, wilder Fanatiker ist. So verliert er die Nerven angesichts des Gesanges der Kirchgemeinde am Bußtag und macht seinem Zorn Luft:

*„Wolfs Hand glitt in die Tasche und fuhr leise über die kühle Schneide seines Dolches. Ein krampfhaftes Lächeln verzerrte seine Züge. (...) Seine Augen brannten. ‘Nein, erbarme Dich nicht!’ schrie er in jäh ausbrechender Wildheit. ‘Erbarme Dich nicht über die*

---

<sup>20</sup> Totenwolf, S. 115

<sup>21</sup> Totenwolf, S. 120

<sup>22</sup> z.B. Totenwolf, S. 255

<sup>23</sup> Totenwolf, S. 237

<sup>24</sup> Totenwolf, S. 96

<sup>25</sup> Totenwolf, S. 231

<sup>26</sup> Totenwolf, S. 106

*Demütigen und Kraftlosen... geh fort aus dem Himmel, der Dir nicht gehört, Du Vernichter der deutschen Seele... fort mit Deiner Liebe und Demut! Der neue Gott wird Dich austreiben...seht ihr seine brennenden Augen über euch? Gesindel und Leichen ihr, Tempelschänder...*“<sup>27</sup>

Diese Szene so wie einige anderen lässt vermuten, dass die Perspektive des Helden bis ins Kranke pervertiert wird. Da die Erzählperspektive des Romans jedoch nah am Totenwolf ist, wird diese Distanz kaum weiter vertieft und Wolf bleibt in der Intention des Erzählers bis zu seinem Ende ein Held.

Des weiteren wird das Konzept des Blutes von der Familie auf das gesamte germanische Volk erweitert. Alle Helden haben „*blondes Haar und graue Augen*“<sup>28</sup>, was wohl in diesem Zusammenhang als ein Charakteristikum der nordischen Rasse verstanden werden kann. Es ist die Rede von der „deutschen Seele“, vom „deutschen Mensch“, Wolf behauptet, man müsse „für die deutsche Erde kämpfen“. Die Vehemenz, mit der Wolf Wiedensahl für das „alte Geschlecht“ kämpfen und töten will, ist angsteinjagend.

Im Rückblick seiner Autobiographie behauptet Ernst Wiechert, keine Blut-und-Boden-Literatur, sondern in seiner Naturgebundenheit lediglich Boden-Literatur geschrieben zu haben. In „Der Totenwolf“ ist allerdings das Blut von besonderer Bedeutung, sodass diese seine Behauptung kaum nachvollziehbar zu sein scheint. Das Wort erscheint sehr oft und an sehr exponierten Stellen in dem Text, als dass man es unbeachtet lassen könnte. Die Rechtfertigung des Autors soll also später noch näher im breiteren Kontext seiner späteren Texte betrachtet werden.

Die bis dahin genannten Motive in „Der Totenwolf“ können noch relativ harmlos gedeutet werden. An dieser Stelle wäre es noch möglich, der Behauptung Ernst Wiecherts, er sei von der nationalsozialistischen Propaganda ausgenutzt worden, Glauben zu schenken. Die biographisch bedingte Naturnähe und Aufwertung der Schollenverbundenheit statt Entwurzelung in den Städten sind zwar Themen, die sich mit den Themen der nationalsozialistischen Ästhetik durchaus decken. Sie sind in dem Werk natürlich vorhanden, ohne dass sie hineinprojiziert werden müssten. Vielmehr legt das

---

<sup>27</sup> Totenwolf, S. 222f.

<sup>28</sup> Totenwolf, S. 7



Werk diese Interpretation nahe. Doch das Buch ist noch von anderen Ideen erfüllt, als von solchen, die sich alles andere als positiv deuten lassen. Es ist vom Hass, Kampf- und Zerstörungssucht durchtränkt, was bei einem Autor, der in einigen Jahren die Rolle des Dichters als Prophet und Erzieher des Volkes postulieren wird, durchaus überraschend ist:

*„Wir werden wachen über deinem Blut... in Frieden kannst du schlafen.“*

*„Im Haß!“ flüsterte der Sterbende [Wolf]. „Tränkt ihn mit Haß... damit die Liebe ihn einstmals durchtränke.“*

*Sie streichelte seine Augen. „Wer Haß sät... Kind...“*

*„Der wird Liebe ernten! Mutter, die Welt ist der Liebe nicht reif... einmal... der deutsche Mensch... vielleicht wird er in Liebe leben können. Aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet, eisenklirrend... nun bleiben diese drei... aber der Haß... ist das Größte...unter ihnen...““<sup>29</sup>*

Wolf Wiedensahl unternimmt seinen Kreuzzug im Namen des Gottes des Hasses, sein Handeln wird vom Hass bestimmt. Er lehnt das Ideal der Nächstenliebe ab und erhebt Hass zum Gesetz des Waldes. Der Krieg ist ihm zum Sinn der Existenz geworden: *„Etwas anderes wird kommen, größer und wilder, das Allergrößte...Krieg wird kommen! [...] dann wirst du wissen, wozu du lebst.“<sup>30</sup>* Sein Hauptangriff richtet sich gegen die Religion, Wolf sieht das Christentum als den eigentlichen Urheber des gesellschaftlichen Verfalls. So weit, um zu sagen, die Menschheit müsste zurück zu ihren Wurzeln zurückkehren, wie es der Dichter später mit Thomas von Orla in „Das einfache Leben“ proklamiert, ist Ernst Wiechert bei Wolf Wiedensahl noch nicht. Nichtsdestotrotz durchscheint dieser Gedanke durch diese pervertierte Ideologie des Hasses. Christentum und Deutschtum sieht er als zwei gegensätzliche Konzepte, die sich gegenseitig ausschließen. Christus folgen heiße, die deutsche Seele zu verlieren. Deutsch wird in diesem Kontext positiv mit Stolz und Kampfsucht assoziiert, Christentum dagegen mit Leiden und Demut, dies jedoch durchaus negativ. Er klagt die Kirche an, den Menschen in Körper und Seele gespalten zu haben, indem sie die Natur des Menschen, seinen Körper zum Teufelswerk erklärte, welches unterdrückt werden müsse: *„Körper und Seele hat die [die Kirche] gespalten in böse und gut...“<sup>31</sup>* Die christliche Lehre hat die alte Ordnung zerstört, sie bietet andere Gesetze als die der Natur, sie hat die unio mystica des

---

<sup>29</sup> Totenwolf, S. 256

<sup>30</sup> Totenwolf, S. 137

<sup>31</sup> Totenwald, S. 189

alten „heidnischen“ Glaubens zerstört. Wolf erhebt die Natur und Hass zum höchsten Gebot, wo Christentum von Nächstenliebe predigt, erklärt er das Gesetz des Waldes, wo jeder auf sich selbst allein angewiesen ist, wo der Gott gebietet in der Kirche statt unter den Eichen zu knien. Gegen diesen Gott, der die natürliche Ordnung der germanischen Vorfahren zerstört hat, zieht Wolf Wiedensahl:

*„Und gegen diesen Gott werde ich kämpfen müssen, gegen den Gott der Nächstenliebe und der Demut, gegen den Gott, der befohlen hat, seine Feinde zu lieben... er hat das Waldeshaus zerstört, die Waldesseele.“<sup>32</sup>*

Doch der Totenwolf strebt nicht nach Macht, die Gewalt ist ihm zum Selbstzweck geworden. Er strebt nicht nach Heldentaten, sondern nach Heldenruhm. Denn ihm wurde wie anderen Helden Wiecherts – Jons Jeromin oder Vasudeva – sein Kampf vorbestimmt: er „soll die Welt erobern“. Wolf Wiedensahl ist ein „Held“, der sich seiner Sendung bewusst ist und diese beinahe religiös befolgt, als wäre er der Auserwählte. Das Heldentum Jons Jeromins und Vasudevas ist aber selbstlos, die treten den Dienst der Wahrheit bzw. Dienst an Menschen an. Was Wolf Wiedensahl dagegen anstrebt – nach dem Vorbild der altgermanischen Helden in Edda - ist Unsterblichkeit: „meine Seele bleibt“<sup>33</sup>. Der menschliche Körper stirbt, doch was bleibt, seien die Taten, die weitererzählt werden, so wie auch in den germanischen Mythen und Sagen Heldentaten erzählt werden.

## **2.2 Wiechert als Wegbereiter des Nationalsozialismus?**

Ernst Wiechert bietet keine Auflösung der Geschichte, keine Antwort auf die Frage, ob sein Held ein Prophet ist oder ein Irrer. Dafür erregt es aber genug Anstoß zur Kritik. Dass der Dichter mit seinen Themen den Duktus der Zeit traf, davon zeugen zahlreiche Zeitstimmen. Die Mehrzahl der Rezensenten aus der Germania oder dem Völkischen Beobachters<sup>34</sup> „erkannte in Wiechert einen Dichter, dessen Bedeutung für die eigene Zeit nicht zu übersehen“<sup>35</sup> war. Nur in zwei Zeitungen wurde „Der Totenwolf“ mit einiger Skepsis beurteilt. Germania sah die Grenzen seiner Kunst in „ihrer dumpfen

---

<sup>32</sup> Totenwald, S. 182

<sup>33</sup> Totenwolf, S. 203

<sup>34</sup> vgl. Reiner: EWB 2

<sup>35</sup> Chatellier: Ernst Wiechert im Urteil der deutschen Zeitschriftenpresse; S. 168

Erdgebundenheit“<sup>36</sup>, im Kulturpessimismus des Autors. Für Chatterlier bestand „die Gefahr, daß er die Wirklichkeit der Welt und des Lebens verlieren, so daß er beziehungslos *über* der Welt schwebt“<sup>37</sup>.

Die Texte der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft<sup>38</sup> scheinen sich den Dichter sehr idealisiert zu haben. Die frühen Werke Wiecherts werden mit keinem Wort erwähnt, wohl um das makellose Bild des Dichters als Verteidiger der Humanität nicht zu zerstören. Etwas kritischer geht Hugh Walter Boag (1987) vor. Er kommt zur ähnlichen Schlussfolgerung, die wir auch hier nachzuvollziehen uns bemüht haben, nämlich dass „Der Totenwolf“ ein Versuch des Dichters ist, die Bedeutung der Kriegserfahrung zu finden und mit der Konfrontierung mit der „Welt“ fertig zu werden. Die Romane „Der Wald“ und „Der Totenwolf“ seien ihm nötig gewesen, „to find the meaning of his wartime experiences“<sup>39</sup>. Doch Boag warnt vor „carried to far“ Vergleiche mit der NS-Ideologie. Es gibt in der Tat nicht viele Sekundärliteratur, die sich mit diesen Werken beschäftigen, oder gar eine Wertung zu ihnen abgeben würde. Eine Ausnahme bildet Hans Martin Plesske<sup>40</sup>: Auch er erklärt sich das Reckenhafte und Kriegerische der frühen Romane als Notwendigkeit, um den Krieg endgültig zu überwinden und „in seinem Schaffen frei für die reine Menschlichkeit zu werden“<sup>41</sup>. Bei der näheren Analyse kann er sich jedoch nicht einer Empörung über das Reckenhafte der Haltung enthalten, sodass beinahe jeder zweite Satz bei ihm mit einem Ausrufezeichen endet.

Nach dem zweiten Weltkrieg war für viele das frühe Schaffen Wiecherts Grund genug, um den Verfasser abzuurteilen. Die „Nähe zum Mythos von Blut und Boden“<sup>42</sup>, „unmistakable Nazi tones“ und „glorification of war“<sup>43</sup> sowie die problematische Verkündung von „apathy and pessimism“ sind besonders ergiebig für die Kritik an Wiechert. Wie peinlich dem Dichter diese seine Phase des Suchens später war, sieht man anhand seiner späteren Reaktionen. In „Jahre und Zeiten“ nennt er die Ursache, warum er sich von seinen frühen Texten zu distanzieren wünscht:

---

<sup>36</sup> ebd.

<sup>37</sup> ebd.

<sup>38</sup> Von bleibenden Dingen, Zuspruch und Tröstung, Ernst Wiechert heute sowie Texte Fangmeiers u.a.

<sup>39</sup> Boag (1987), S. 14

<sup>40</sup> Plesske: Das „Mißlingen des Lebens“ in Ernst Wiecherts frühen Romanen; in: Plesske/Weigelt: Zuspruch und Tröstung (1999)

<sup>41</sup> Plesske, S. 120

<sup>42</sup> Grimm: Im Dickicht der Inneren Emigration; S. 417

<sup>43</sup> E.W.Herd, in: German Life and Letters 1953/54, S. 268

*„In alle meine Bücher ist fast fünfzehn Jahre hindurch dieses Mißlingen des Lebens hineingeflossen [...]. Erst später, viel später habe ich erfahren, daß ein Vers oder eine Seite, die man schreibt, reinigen und erlösen können. Nicht etwa durch das, was sie darstellen, sondern dadurch, daß sie aus uns herausstellen, was wir im dunklen Geflecht des eigenen Herzens getragen und bewegt haben.“<sup>44</sup>*

Dies mag der Grund dafür sein, warum sich Ernst Weichert von seinen frühen Romanen distanziert hat. In einer letztwilligen Verfügung hat der Dichter Ernst Wiechert angeordnet<sup>45</sup>, dass seine frühen Romane „Die Flucht“, „Die blauen Schwingen“, „Der Wald“, „Der Totenwolf“ und „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“, die in den Jahren 1913 bis 1925 geschrieben wurden, als Einzelausgaben nicht mehr erscheinen dürfen und nur im Rahmen der Ausgabe der Sämtlichen Werke in zehn Bänden noch einmal aufgelegt werden können. Die Literatur in der frühen Schaffensphase scheint für den Dichter eine Art Psychotherapie gewesen zu sein. Seine Äußerungen lassen vermuten, dass ihm die Gefährlichkeit der in den Texten enthaltenen Ideen sehr wohl bewusst war, und die Werke sollen einzig als Zeugnis eines Lebensabschnitts weiter erhalten bleiben, das nur im breiteren Kontext gelesen werden soll.

---

<sup>44</sup> JuZ, S. 129

<sup>45</sup> vgl. Ernst Wiechert: Sämtliche Werke in zehn Bänden, Verlag Kurt Desch, München 1957

### 3. Die Herzen bewegen

*„Und es erregte mich auf eine seltsame Weise, wie die jungen Menschen, als ich die Universität verließ, einen undurchdringlichen Kreis um uns bildeten, einen Kreis von Hunderten, als ob sie mich schützen wollten vor dem sofortigen Zugriff der Macht. Und wie sie ihre Tücher schwenkten und ‚Hurrah!‘ riefen, ja schrien, als wir langsam durch die Menge auf die Ludwigstraße fuhren. Und ich fühlte mit einer tiefen Rührung, daß mir bei diesen so Gefährdeten und so Ratlosen das Letzte gelungen war, was uns im Sittlichen gelingen kann: daß ich ihre Herzen bewegt hatte.“<sup>46</sup>*

Das ungeheure Geschehen des ersten Weltkrieges, den der Dichter vom Anfang bis zum Ende mit durchkämpfte, hat die Welt, in der er aufwuchs, tief erschüttert. Bis zu seiner „Genesung“<sup>47</sup> habe Ernst Wiechert sieben Jahre gebraucht. Angesichts dieses inneren Wandels des Dichters scheint die Frage nach den Motiven für diesen Wandel, wie Guido Reiner<sup>48</sup> sie stellt, kaum berechtigt. „Anhand der zur Verfügung stehenden Materialien ist es nicht möglich näher zu bestimmen, was Ernst Wiechert bewogen hat, seine politische Einstellung zu revidieren.“<sup>49</sup> schreibt Reiner, doch dem Dichter ging es weniger um Revision seiner politischen Einstellung als um menschlich-moralische Werte, die sich in seinem Leben noch eindeutiger als in seinen Schriften manifestierten. Fest steht, dass Wiechert diese seine Genesung mit dem Roman „Die Magd des Jürgen Dorskocil“ als abgeschlossen betrachtet und es wie folgt beschreibt:

*„Der Geist, der in leidenschaftlichem Suchen bis an die Grenzen des Hasses gegangen war, ging nun ebenso leidenschaftlich bis an die der Liebe, und erst nachdem er erkannt hatte, daß eben Grenzen da waren, dort wie hier, kehrte er um, und es begann hier eigentlich die nicht mehr unterbrochenen Periode der langsam wachsenden Resignation und der Beschränkung auf das uns mögliche.“<sup>50</sup>*

Im Jahre 1933 ist Ernst Wiechert bereits 46 Jahre alt, ein erfolgreicher Pädagoge und angesehener Schriftsteller, der 8 Romane, 15 Novellen und Erzählungen veröffentlicht und in den letzten drei Jahren drei Literaturpreise bekommen hat. Als

---

<sup>46</sup> JuZ, S. 342

<sup>47</sup> JuZ, S. 224

<sup>48</sup> Guido Reiner: Ernst Wiechert im Dritten Reich. Eine Dokumentation. (EWB 2)

<sup>49</sup> Reiner: EWB 2, S. 42

<sup>50</sup> JuZ, S. 224

Gymnasiallehrer für Deutsch, Englisch und Geographie zunächst in Königsberg, seit 1930 dann in Berlin tätig, gab Wiechert den Schuldienst im April 1933, nur wenige Tage<sup>51</sup> vor der Machtübernahme auf, ging vorzeitig in den Ruhestand und übersiedelte als freier Schriftsteller nach Ambach am Starnberger See in Oberbayern<sup>52</sup>. Plesske (1988) und Boag (1987) sehen in Wiecherts Umzug die Bestätigung ihrer These, der Autor habe bereits vor der Machtübernahme 1933 seinen ideologischen Wandel vollzogen – er habe den Schuldienst verlassen „erkennend, daß er unter diesem Regime nicht Lehrer sein könne“<sup>53</sup>. Doch dies stünde im Widerspruch zur Überzeugung Ernst Wiecherts über seine Rolle als Erzieher, wie er sie auch zwei Jahre später in seiner zweiten Münchener Rede beschreibt. Mit diesem Sendungsbewusstsein ist ein Rückzug aus dem Schulwesen kaum zu begründen. Der Grund sich zurückzuziehen, ist vielmehr in der inneren Veranlagung des Dichters zu suchen. Ähnlich wie seine Helden fühlte auch er, dass er in einer kleineren Gemeinde viel eher das menschliche Herz erreichen konnte. Wiechert stellt seine Situation im Frühjahr 1933 so dar, es sei für ihn an der Zeit gewesen, „in die Stille zu gehen und dort meinen Acker zu bestellen“<sup>54</sup>. Sekundär kamen wohl finanzielle Erwägungen hinzu, denn in den letzten zwei Jahren waren nämlich die Einnahmen aus literarischer Tätigkeit erheblich angestiegen, eine Eheschließung stand dem Dichter kurz bevor und das Gesuch um Ruhestand mochte sich auch auf sein Gesundheitszeugnis stützen. So konnte Wiechert den Schuldienst verlassen und vom Lehrer zum Dichter und Erzieher zu werden, in dem Sinne, wie er diese Rolle später in seinen Reden beschreibt.

Nach seiner Übersiedlung nach Bayern hielt Wiechert auch weiterhin Vorträge und legte Wert darauf, aus seinen Werken zu lesen. Bei aller Zurückgezogenheit war er stets darum bemüht, seine Leser persönlich anzusprechen und den Kontakt mit dem kulturellen Leben nicht zu verlieren. Als Dichter und Erzieher fühlte er sich dazu berufen, für seine Botschaft einzutreten und diese besonders der Jugend als Träger der Zukunft zu vermitteln: „*In diesen Jahren erkannte ich zum ersten Male auf eine unendlich tröstende und beglückende Weise, daß ich vielleicht zum Erzieher geboren war.*“<sup>55</sup> Die Bedeutung der Rolle des Dichters und Erziehers artikuliert Wiechert in seiner ersten Münchener Rede 1933.

---

<sup>51</sup> Delabar 1996, S. 139

<sup>52</sup> Schoeps 1992, S. 170

<sup>53</sup> Fangmeier, S. 67, in: Exil und Innere Emigration

<sup>54</sup> JuZ, S. 646

<sup>55</sup> JuZ, S. 226

In seiner Rede „Dichter und die Jugend“ am 6. Juli 1933 in München äußert Wiechert öffentlich seine Absage an den „neuen Geist“, mit dem er sich unvereinbar sieht. Im Juli 1933 hatte sich das nationalsozialistische Regime bereits Mittel verschafft, die jenseits aller Rechtsstaatlichkeit lagen. Am 4. Februar wurde die Verordnung des Reichspräsidenten „Zum Schutze des deutschen Volkes“ erlassen, welche Eingriffe in die Presse- und Versammlungsfreiheit ermöglichte und zugleich eine Handhabe zur Verfolgung politischer Gegner schaffte. Am 28. Februar wurde das Gesetz „Zum Schutz von Volk und Staat“ verkündet, das eine Schutzhaftwillkür begründete. Am 5. März wurden in Preußen massenhaft Kommunisten verhaftet, am 23. März wurde dann das Ermächtigungsgesetz „Zur Behebung von der Not von Volk und Reich“ erlassen, am 10. Mai findet die berüchtigte Bücherverbrennung statt.

Dies sind nur einige der Verfügungen und Ereignisse, die den Hintergrund dieses ersten öffentlichen Auftretens Wiecherts mit seiner – wenn auch vorsichtig verpackten – Kritik am neuen Reich illustrieren sollen.

In seiner zweiten Münchener Rede „Der Dichter und die Zeit“ vom 16. 4. 1935 vollzieht Wiechert einen endgültigen Bruch mit dem Nationalsozialismus, indem er die nationalsozialistische Tagespolitik grundlegend ablehnt und zur Rückbesinnung auf Menschlichkeit appelliert. Nur einige Monate davor war die Führerdiktatur Wirklichkeit geworden, zahlreiche „Verräter“ wurden ohne Gerichtsverfahren liquidiert, am 3.7. wurden „die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe (...) vollzogenen Maßnahmen“ nachträglich legalisiert und als Staatsnotwehr deklariert. Vor diesem Hintergrund äußert sich Ernst Wiechert dieser „neuen Zeit“ ablehnend gegenüber. Obwohl sein Vorbehalt gegen das Regime wohl eher moralisch als politisch motiviert war, stieß damit Wiechert auf eine heftige Kritik vonseiten des Regimes. Diese seine Rede durfte nicht veröffentlicht werden, kursierte aber unter dem Volk in zahlreichen Abschriften<sup>56</sup>. Zwei Tage nachdem Wiechert diese Rede gehalten hatte, übte daran die Zeitung „Völkischer Beobachter“, das Sprachrohr der NSDAP, in seiner Süddeutschen Ausgabe unter der Überschrift „Wo steht der Dichter Ernst Wiechert“ heftige Kritik aus. Der Autor hätte „seinen Namen dazu mißbraucht, die Saat einer schwindenden

---

<sup>56</sup> vgl. Plesske: Vom Wort als Macht des Herzens; S. 764

Zuversicht auszustreuen“<sup>57</sup>. Man beabsichtigt zunächst nicht, ihn wegen dieser Rede zu einem Märtyrer zu machen, lässt ihn jedoch beobachten. Ein hoher Beamter des Propaganda-Ministeriums soll sich zum „Fall Wiechert“ so ausgedrückt haben: „Ja, er ist ein Zauberer, aber leider zaubert er nicht für uns.“<sup>58</sup>

Mit dem Aufstieg der „neuen Lehre“, mit den schreienden Plakaten an den Anschlagssäulen, die nach der berüchtigten neuen Zeit riefen, musste auch Wiechert, um ungehindert arbeiten und publizieren zu können, nachdem er am 9.6.1933 in den „Reichsverband Deutscher Schriftsteller e.V.“ aufgenommen worden war, auch Mitglied der RSK werden. Amtliche Unterlagen darüber fehlen<sup>59</sup>, doch an Wiecherts Mitgliedschaft besteht kein Zweifel. Noch galt der Autor als „empfehlenswert“ und „einsatzfähig“<sup>60</sup>. Doch in seiner Rede „Dichter und die Jugend“ am 6. Juli 1933 in München äußert Wiechert öffentlich seine Absage an den „neuen Geist“, mit dem er sich unvereinbar sieht.

### 3.1 Die Münchener Reden

Vorgetragen wurde die „erste Münchener Rede“ im Rahmen einer Veranstaltungsreihe, deren Thema „Der Dichter und sein Volk“ lautete und die auf dem akademischen Boden stattfinden sollte. Neben Wiechert äußerten sich Blunck und Dwinger über Probleme und Ziele einer „volkshaften Dichtung“. Dies lässt einerseits vermuten, dass die Veranstaltung durchaus regimekonform war, auf der anderen Seite aber, dass Wiechert bereit war, die in Rahmen eines nationalsozialistisch orientierten Unternehmens aufzutreten. Wenn Hattwig diese Tatsache durchaus negativ bewertet und zu schlussfolgern versucht, die erste Münchener Rede sei von der Forschungsliteratur in ihrer Bedeutung extrem überschätzt worden, dienen anderen ausgerechnet die Münchener Reden als sichtbarer Ausdruck für Wiecherts mutige Geste, Grund genug ihn zu der Inneren Emigration zu zählen:

*“For any judgement of W. the man this was an event of momentous significance (...). The fact ist that Wiechert, almost alone among German writers and from a position of favoured*

---

<sup>57</sup> zitiert nach Plesske: Vom Wort als Macht des Herzens, S. 767

<sup>58</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten, S. 276

<sup>59</sup> Reiner, EWB 2

<sup>60</sup> Reiner, EWB 2, S. 54



*writer by the Nazi state, publicly stated and held true to his beliefs in the face of the threat of force and did not seek to avoid the consequences of his action, later, by flight.*“<sup>61</sup>

Wohl zeigt sich der Dichter der „neuen Zeit“ gegenüber skeptischer als erwartet. Doch in der Forschungsliteratur wird die Bedeutung der Rede entkräftet. Schonauer (1961) zitiert lediglich solche Passagen heraus, die den Beitrag ganz harmlos erscheinen lassen. Nach Krenzlin (2000) sei Wiecherts Kritik viel zurückhaltender, als ihm nachgesagt wird, nach Hattwig könne von Ablehnung nationalsozialistischer Herrschaft und nationalsozialistischer Praxis im Dritten Reich hier keine Rede sein, er versucht den Standpunkt des Dichters zu entkräften. Zwar gibt Hattwig zu, dass der Dichter in seinem Beitrag Kritik an dem gegenwärtigen Geschehen übt, doch erkannte er ihm jegliche Wirksamkeit ab. Loewy (1983) und Grimm (1976) behaupten, die nicht emigrierten Autoren hätten, um Kritik üben zu können, „sich der Sklavensprache bedienen“ müssen. Diese Behauptung wird durch Wiecherts Münchener Reden widerlegt, bedient er sich doch solcher eindeutigen Begriffe wie „Schandpfählen“ und „Scheiterhaufen“<sup>62</sup>. Am klarsten spricht Wolfgang Brekle (1970) von dieser Rede: Sie warnte die Jugend „vor der Hybris, vor den Gefahren der Macht [...], sie erinnerte an die Leidenden in dieser neuen Zeit“<sup>63</sup>. In den Erinnerungen „Jahre und Zeiten“ hat Wiechert hervorgehoben, seine Rede von 1933 sei in den Hauptformulierungen „schon unvereinbar mit dem neuen Geist“ gewesen und als eine „Absage“ an die der Jugend neu zugesprochene Aufgabe.

Allein der Titel der ersten Rede verrät noch keine direkte Bezugnahme zu den damaligen Umständen. Doch bereits am Anfang seines Vortrags äußert Wiechert seine Besorgnis, er spricht zu seinen Zuhörern „aus einem unruhigen Herzen“. Nachdem er eine Art Definition der Jugend abgegeben hat, indem er feststellt, daß „jede Jugend ein neuer Anfang der Welt ist“<sup>64</sup>, noch bevor er sich der Generation seiner Zuhörer zuwendet, lässt er eine harte Kritik seiner eigenen Jugend erklingen. Er urteilt die Selbstzufriedenheit des Bürgertums der Kaiserzeit ab, ähnlich wie in seinen Romanen geht jedoch seine Kritik über bloße Unzufriedenheit hinaus zur Beurteilung des Ersten

---

<sup>61</sup> Boag 1987, S. 21

<sup>62</sup> EW: Der Dichter und die Jugend, S. 13

<sup>63</sup> Wolfgang Brekle: Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933-1945 in Deutschland, Berlin/Weimar 1985, S. 137

<sup>64</sup> EW: Der Dichter und die Jugend, S. 4

Weltkriegs und der darauffolgenden politischen Entwicklung als Verfallsprozess der gesamten Gesellschaft. Die politischen, sozialen sowie wirtschaftlichen Umstände der Weimarer Republik seien Symptome der Auflösung der Gesellschaft. Er war der Weimarer Republik feindselig gegenübergestellt. Nicht dass Wiechert den Kaiser bewunderte, nur Demokratie, in den Augen Wiecherts Herrschaft einer ungebildeten Masse, war ihm ein Dorn im Auge. Der Dichter klagte die Demokratie an, an dem Untergang des deutschen Volkes schuld zu sein. Er war überzeugt, dass ein Land einzig von einer intellektuellen Elite regiert werden soll und sah sich selber als Mitglied dieser Elite:

*„Was Politik und Wirtschaft betrifft, so werde ich [...] immer skeptischer. [...] Ob Republik oder Monarchie ist mir ziemlich gleichgültig, nur die Demokratie halte ich immer noch für die Grundwurzel alles Übels, sogenannte Herrschaft des Volkes, damit der Masse, damit des Unsinns. Die Aristokratie stellt für mich die einzige Rettung dar, d.h. die Herrschaft weniger, aber der Besten.“<sup>65</sup>*

Wiecherts antidemokratische und antilibérale Denkweise sowie seine ideologische Verankerung in den völkisch-nationalen Begriffen war mit der faschistischen Diktatur tatsächlich durchaus zu vereinbaren. Doch sah sich der Dichter 1933 genötigt, sich zu dem zeitgenössischen Geschehen zu äußern. In seiner kritischen Ausführung zur eigenen Generation bricht er unerwartet ab und wendet sich der Rolle des Dichters zu. Mit dieser Zäsur sparte er sich die Einordnung des fünf Monate alten NS-Regimes in sein Weltbild des Verfalls aus, die nach der Kaiserzeit, Weltkrieg und Weimarer Republik hätte folgen müssen.

Nach der Zäsur in Form der Weglassung des Bildes der Gegenwart, welches sich trotzdem aus seinen Ausführungen über seine eigene Generation notwendig beinahe apokalyptisch erweist, geht Wiechert auf das Verhältnis eines Schriftstellers zur Jugend ein. Nun solle nämlich ein neues Geschlecht, eine neue Jugend kommen um den Kurs der Menschheit gen Verwesung aufzuhalten. Um die Frage zu beantworten, *„was hat mit allem diesem der Dichter zu tun“*<sup>66</sup>, zitiert er aus einem seiner früheren Texte *„Vom Umgang mit jungen Menschen“*. Hier zeigt sich wieder, wie eng Wiecherts „politische“ Einstellung mit seinem dichterischen Werk verwoben ist und dass seine Lebenshaltung und deren Äußerung sich nicht voneinander trennen lassen.

---

<sup>65</sup> Brief an F. Tucholski vom 22.4.1922, zitiert nach Reiner: EWB 2, S. 37

<sup>66</sup> EW: Der Dichter und die Jugend, S. 8

Wiechert schildert das Bild des Dichters, der in Beziehung zur Jugend eine besondere Rolle spielt:

*„Sie kommen zu mir, weil sie glauben, daß ich ein Dichter sei. Das heißt, ein Mensch, unähnlich ihren Eltern, weil jung, unklug, unruhig. Unähnlich ihrem Pfarrer weil weit von Gott, leidenschaftlich nach ihm suchend, aber tief in der Sünde. Unähnlich ihren Freunden, weil er nicht um ihre Hilfe ruft, sondern inmitten der Kreise der Verwirrung auf einem grauen Stein sitzt und zu den Vögeln spricht oder zu den Sternen aufblickt. [...] Sie kommen nur, um sprechen zu können, und es ist jemand da, der ihnen zuhört, aufmerksam, ernst, wie man seinesgleichen zuhört.“<sup>67</sup>*

Der Begriff des Dichters entspricht der poetisierenden Sprache Ernst Wiecherts – so wie in „Jahre und Zeiten“ unterscheidet er streng zwischen den Begriffen Schriftsteller und Dichter, dem letzteren wird dabei ein besonderes Gewicht zugeschrieben. Wohl kann gerade die poetische Sprache mit ihrer Bildlichkeit der Grund dafür sein, warum Wiechert kritisiert wurde, er hätte seine Vorwände gegen das Regime vorsichtig verschleiert.

Aus der Rolle des Dichters leitet er seine Pflicht ab, der „stille Mahner in einer lauten Welt“<sup>68</sup> zu sein. Mit der Anspielung auf die „laute Welt“ wird nun den Bezug zur zeitgenössischen politischen Entwicklung in Deutschland wieder hergestellt. Als Begründung für seine Sorge nennt Wiechert die Tatsache, dass die Jugend Macht empfängt, und appelliert gegen Machtmissbrauch. Er lässt eine sehr konkrete Kritik erklingen gegen die Erscheinungen von Ungerechtigkeit und Willkür: *„[...] es wird auch viel gelitten in der Zeit“<sup>69</sup>*. Mit Macht und Gewalt ist das Menschenbild Wiecherts durchaus nicht vereinbar. Nicht politisch oder ideologisch begründet er seine Missbilligung der zeitgenössischen Umstände, seine Kritik stützt sich auf seine Überzeugung von moralischen Werten, die zu schützen und zu bewahren sind.

Zum Schluss seiner Rede äußert der Dichter neben seiner Aufforderung zur Demut (*„Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen, aber vor Gott“<sup>70</sup>*) und Güte auch seine Besorgnis, nochmals vor dem Publikum sprechen zu dürfen. Wohl ist er

---

<sup>67</sup> EW: Der Dichter und die Jugend, S. 9

<sup>68</sup> ebd., S. 12

<sup>69</sup> ebd., S. 14

<sup>70</sup> ebd., S. 15

sich der Härte seiner Worte bewusst, auch nennt er sich einen Mahner, nicht etwa einen Ratgeber.

Trotzdem blieben Wiecherts Worte für den Schriftsteller ohne Folgen: „*Noch war ich nicht gefährdet, noch war ich nur ‚beobachtet‘. Noch war der Weg mir frei, und ich wußte sehr wohl, daß es ein äußerlich glänzender Weg sein würde, wenn ich die immer noch ausgestreckte Hand ergreifen wollte. Man würde alles vergessen, wenn ich mich bereit erklärte, nun für das Dritte Reich zu ‚zaubern‘, statt für die Erniedrigten und Beleidigten.*“<sup>71</sup> Tatsächlich hatte sich die Distanz Wiecherts zum Nationalsozialismus gleich drei Monate nach der ersten Münchener Rede erneut geäußert, als „88 deutsche Schriftsteller durch ihre Unterschrift dem Reichskanzler Adolf Hitler Treue gelobten“, fehlte Wiecherts Name unter der Ergebnisliste. Wenige Monate später weigerte er sich dann, aus dem „Totenwolf“ vor der Jugend zu lesen.<sup>72</sup>

Zwei Jahre nach seiner ersten Münchener Rede spricht Ernst Wiechert am 16.4.1935 wieder an der Münchener Universität im Rahmen eines öffentlich-nationalsozialistischen Programmes. Seine Rede war als Vorspann zu der anschließenden Dichterlesung gedacht, an der Wiechert neben einer ganzen Reihe von Namen der Nationalsozialisten auftreten sollte, unter anderen auch A. Rosenberg, E.G.Kolbenheyer oder der ‚Rassenforscher‘ Hans Günther.<sup>73</sup> Die Rede „Der Dichter und seine Zeit“ weist zahlreiche Parallelen zu der ersten an demselben Ort gehaltenen Rede auf, unterscheidet sich jedoch von ihr durch einen wesentlich schärferen Ton, in dem die Kritik an den gesellschaftlich-politischen Zuständen der damaligen Zeit erklingt, sowie einen tieferen Beschäftigung mit aktuellen Fragen. Bereits der Titel seiner Rede verrät, dass sich der Dichter mit den aktuellen Zeitgeschehnissen beschäftigen will. Aus heutiger Sicht mag es verwundern, dass derart klare Kritik und Ablehnung der aktuellen Vorgänge für den Dichter geradezu ohne Folgen blieb.

Indem sich Wiechert bereits zu Anfang seiner Ansprache auf seine zwei Jahre früher gehaltene Rede bezieht, stellt er mit ihr einen formalen Zusammenhang her und kommt erneut auf seine Sorge zu sprechen, sich dessen bewusst zu sein, dass er sich auf

---

<sup>71</sup> JuZ, S. 340

<sup>72</sup> Reiner, EWB 2, S. 25

<sup>73</sup>vgl. Reiner, EWB 2, S. 62, ähnlich auch Hattwig, S. 55

einen „gefährlichen Boden“<sup>74</sup> wagt. Ähnlich wie in seiner ersten Rede unterbricht er seine Ausführungen über die aktuellen Geschehnisse, um ein Erlebnis aus seiner Kindheit zu schildern. Das Zurückgreifen auf eigene Erlebnisse und Eindrücke aus der Kindheit ist für Ernst Wiechert geradezu typisch. Mit dem Bild des Fischers verbinden sich in diesem Falle Überlegungen zur Rolle der Dichtung und der Kunst im Allgemeinen.

Der Aufbau der Szene sowie die damit verbundene Lexik weist eine starke Konsistenz auf, wie im Zusammenhang mit der ersten Münchener Rede, als auch mit dem gesamten späteren Werk. Dem Lauten der Festgesellschaft wird das Stille des Fischers entgegengehalten. Auch die anschließende Deutung weist starke Gemeinsamkeiten mit dem Bild des Dichters auf, wie ihn Wiechert zwei Jahre früher entworfen hat:

*„Und unter allen lauten Worten und Liedern des Tages sucht er nach dem Stillen und Unvergänglichen, nach der Speise für die Hungernden, die er satt machen soll, wenn alle Worte und Lieder verdrauscht sind.“<sup>75</sup>*

Wie schon früher, postuliert auch hier Wiechert die Aufgabe des Dichters, der „jenseits der Zeit“ steht, doch kein Fremdling in seiner Zeit ist. Demzufolge führt er zunächst eine Polemik gegen die Vereinnahmung der Dichtung durch die Ideologie. Seiner Auffassung nach fungiert der Dichter als eine reflektierende Instanz des Zeitgeschehens und soll darin nicht verstrickt werden.

Nach der Aburteilung einer ideologischen Dichtung wendet sich der Redner gegen den Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus und es folgt eine unmissverständliche Warnung davor, die eingeschlagene Richtung zu behalten:

*„Aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben.“<sup>76</sup>*

Hat Ernst Wiechert 1933 die neuere Geschichte des deutschen Volkes als eine Geschichte des Niedergangs implizit geschildert, so ordnet er nun explizit das Dritte Reich als letzte Stufe dieses Niedergangs ein. Das Zeitgeschehen attribuiert er mit „Gladiatorenruhm“ und „Boxerethos“<sup>77</sup>, er verurteilt die politische Zweckmoral der Nationalsozialisten – derart harte Worte lassen sich nicht mit einer kargen Bemerkung

---

<sup>74</sup> EW: Der Dichter und die Zeit; S. 5

<sup>75</sup> EW: Der Dichter und die Zeit; S. 6

<sup>76</sup> ebd. S. 11

<sup>77</sup> ebd.

abtun, „der Redner war weit davon entfernt, sich klar auszudrücken“, wie es Manfred Franke<sup>78</sup> verstanden haben will.

Abschließend folgt noch eine Apell an das „Gewissen der Nation“<sup>79</sup> und eine Aufforderung zum Widerstand gegen die Hitler-Diktatur:

*„Und wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt.“<sup>80</sup>*

Nun ist der sprichwörtliche Bruch Ernst Wiecherts mit dem Nazi-Regime endgültig vollzogen. Seine Rede durfte nicht veröffentlicht werden, wurde aber stenographiert und schnell in alle Welt verbreitet. Der „Völkische Beobachter“, das Sprachrohr der NSDAP, übt zwei Tage nach der Rede unter der Überschrift „Wo steht der Dichter Ernst Wiechert“ eine heftige Kritik:

*„Wir hofften Ernst Wiechert zu hören, den Dichter, der im Glauben an sein Volk die Kräfte, den Dichter, der auch noch dann, wenn die Tore des tragischen Unterganges aufgerissen wären, den Glauben an eine große und siegreiche Zukunft der deutschen Nation zum Kraftquell seiner Dichtung machen würde. [...] Es muß Bitterkeit auslösen, wenn ein Dichter wie Ernst Wiechert, dem der nationalsozialistische Staat ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte, seinen Namen dazu mißbraucht, die Saat einer schwindenden Zuversicht auszustreuen.“<sup>81</sup>*

Man beabsichtigt jedoch zunächst nicht, ihn zum Märtyrer zu machen. Wiechert gilt nun „weltanschaulich und politisch als nicht zuverlässig“<sup>82</sup>, im Laufe des Jahres 1936 vertieft sich noch der Bruch zwischen ihm und dem Regime. Einerseits verzichtet er auch jegliche Beteiligung an nationalsozialistisch orientierten Veranstaltungen, andererseits wurde er von anderen Veranstaltungen gestrichen. Die Abkehr vom Regime kommt dann zum Ausdruck in der negativen Beurteilung im Herbst 1936 zu „Wälder und Menschen“, den Kindheitserinnerungen Wiecherts. Der Bruch ist nun tatsächlich vollzogen worden.

---

<sup>78</sup> Franke 2003; S. 42

<sup>79</sup> EW: Der Dichter und die Zeit, S. 11

<sup>80</sup> ebd., S. 12

<sup>81</sup> Völkischer Beobachter, Münchener Ausgabe 18.4.1935, Nr. 108; zitiert nach Reiner: EBW 2, S. 66

<sup>82</sup> Reiner: EWB 2, S. 73

## 4. Verdeckte Schreibweise

In der Zeit solcher ideologischen Prädispositionen, angesichts der totalitären Herrschaftsformen des faschistischen Machtapparats, ergab sich für die Autoren, welche für die Nationalsozialisten nicht „zaubern“, sondern die Wahrheit schreiben wollten, die Notwendigkeit einer Tarnung. Eine offene Auseinandersetzung mit der politischen Gegenwart schien unter den drohenden Konsequenzen nicht möglich und so galt es, Kritik so zu verhüllen, dass die Zensurbehörden zumindest für eine kurze Zeit getäuscht werden konnten.

Für dieses Verfahren verwendet die Forschungsliteratur Begriffe wie Schreiben zwischen den Zeilen, verschlüsseltes Schreiben, Camouflage, Tarnung, verdeckte Schreibweise oder Darstellung in Chiffren. Der oppositionelle Schriftsteller stand im Dritten Reich vor der komplizierten Aufgabe, seinem Publikum bestimmte Inhalte zu vermitteln und zugleich bestimmten Lesern, vor allem den Lektoren in den staatlichen Kontrollinstitutionen, die eigentliche Bedeutung eben dieser Inhalte vorzuenthalten. Mit Hilfe der Tropen und Figuren, die ein Verhältnis zwischen der Bedeutung und dem Wort im Verhältnis der Ähnlichkeit, des Gegenteils oder Nachbarschaft bezeichnen, schafften die Schriftsteller im Text eine gewisse „Doppelbödigkeit“<sup>83</sup>. Voraussetzung für die Registrierung des doppelten Bodens in einem Werk und der Parallelen zum Dritten Reich, war hinreichende Distanz des Lesers zum Erzählgegenstand, zu der – so Schnell – der Autor mit den folgenden Mitteln beitragen konnte: Explifikationsformen der Erzählintention, wie Motto oder Präambel, Wechsel der Erzählperspektive, Konfrontierung der Erzählebene und Reflexionsebene, Vorausdeutungen und Rückwendungen usw. Des Weiteren wurden die Leser durch sog. „aufweckende Stolpersteine“ auf die Parallelitäten zwischen dem Erzählgegenstand und der gelebten Wirklichkeit aufmerksam gemacht.

Ernst Wiecherts Novelle „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ ist „eines der kühnsten Zeugnisse“<sup>84</sup> der Inneren Emigration. Dass man die kritischen

---

<sup>83</sup> Schnell: Literarische Innere Emigration; S. 101

<sup>84</sup> Reinhold Grimm: Im Dickicht der Inneren Emigration, S. 414

Anspielungen in diesem „Musterbeispiel raffiniertester literarischer Camouflage“<sup>85</sup> sehr wohl erkannte und verstand, zeigt die Reaktion der Behörden auf die Lesungen Wiecherts sowie die Tatsache, dass der Autor dann verstärkt überwacht wurde.

## 5. Gelebtes Vorbild

Die Novelle „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ hatte Ernst Wiechert innerhalb von wenigen Tagen konzipiert und geschrieben, die Entstehungszeit wird auf den 2.-20. September 1937<sup>86</sup> datiert. Der Versuch, die Erzählung im Druck erscheinen zu lassen, scheiterte an der Ablehnung des Langen-Müller-Verlags, der aus politischen Gründen „nach anfänglicher begeisterter Zustimmung sich weigerte, den „Weißen Büffel“ zu übernehmen“<sup>87</sup>. Das erste Mal gedruckt erschien die Novelle erst vom 12. bis 27.12.1945 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und als Buchausgabe 1946 in Zürich.

Mitte November 1937 waren binnen einer Woche vier Dichterabende geplant, in Stuttgart, Bonn, Essen und Köln, jeweils von ortsansässigen Buchhändlern veranstaltet. Im Rahmen dieser Lesungen brachte Wiechert den Schlussteil seiner Erzählung „Der weiße Büffel“ zu Gehör. Außerdem las er aus den Texten „Eine Mauer um uns baue“ (in Bonn und Köln), aus der Novelle „Tobias“ (in Essen und Köln) und der Adventserzählung „Der ewige Stern“ (Bonn, Essen). Diese Werkauswahl verrät deutlich die Absicht des Autors, der nationalsozialistischen Umwertung der Werte mit Bekenntnis zu humanistischen Grundprinzipien entgegenzutreten. Es ist nicht ganz klar, ob die öffentlichen Lesungen von „Der weiße Büffel“ eine Reaktion Wiecherts auf die Weigerung des Verlags darstellte, seine Erzählung zu publizieren (Barbian, 1993, S. 171), oder ob nicht umgekehrt diese Weigerung auf die Lesungen des Autors zurückging (Brief Ernst Wiecherts an Hans Grimm vom 18.3.1938, nach Ehrke-Rotermund/Rotermund: Zwischenreiche und Gegenwelten).

---

<sup>85</sup> Herbert Wiesner: Innere Emigration: Die innerdeutsche Literatur im Widerstand 1933-1945. In: Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur, ed. Hermann Kunisch, Vol. II, S. 383-408

<sup>86</sup> Guido Reiner: Ernst Wiechert im Dritten Reich. Eine Dokumentation, S. 89

<sup>87</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten, S. 363



Es wird von verschiedenen Seiten behauptet, die Veranstaltungen seien von der Gestapo überwacht und gewaltsam gestört worden (vgl. Plesske: Vom Wort als Macht des Herzens, S. 767), allerdings ließe sich an der Glaubwürdigkeit dieser Quellen zweifeln. In seiner Autobiographie „Jahre und Zeiten“ äußert sich Wiechert zu dieser Lesereise nicht. Es steht jedoch außer Zweifel, dass das Publikum die kritischen Parallelen zur Gegenwart im Dritten Reich sehr wohl verstand:

*„Zweitausend Menschen lauschten der ‚Legende vom weißen Büffel‘. Die Zuhörer waren ergriffen, und sicherlich waren alle, vor allem Frauen und Mädchen, davon überzeugt, daß diese Geschichte vom Sieg der Gewaltlosigkeit ein Beitrag zum Widerstand gegen die Nazis war, die diese Vorlesung erlaubt hatte. In gewisser Weise war es ein Beitrag. Der Mann, der es geschrieben hatte, exponierte sich, es gehörte Mut dazu.“<sup>88</sup>*

Insgesamt waren nationalsozialistische Stellungnahmen in Bezug auf die Erzählung Wiecherts zurückhaltend. Wahrscheinlich sollte einem für das Dritte Reich so gefährlichen Thema wie dem der Gerechtigkeit keine unnötige Publizität verschafft werden. Einzig der Verfasser des Artikels für die „Essener Volkszeitung“ wagte es, auf die Zusammenhänge zwischen der Erzählung und dem Dritten Reich hinzuweisen.<sup>89</sup> Das Regime fürchtete nicht in erster Linie, was der Autor schrieb, sondern wie er damit ein großes Publikum zu faszinieren verstand.

Trotzdem blieb der Vorfall für Wiechert nicht ohne Konsequenzen. Für die geplante Lesung in Januar 1938 in Basel erhielt er keine Ausreisegenehmigung. Der größte Schlag kam aber erst am 6. Mai. Auf Wiecherts Eintreten für das Mitglied der Bekennenden Kirche, Pastor Martin Niemöller, folgte Hausdurchsuchung, Beschlagnahme von Tagebüchern, Manuskripten, Notizen und Korrespondenz<sup>90</sup>. Wiechert wurde daraufhin verhaftet „wegen betont staatsfeindlicher Gesinnung und Erregung öffentlicher Unruhe gegen Partei und Staat“<sup>91</sup>. Nach sieben Wochen Haft wird er

---

<sup>88</sup> In: W. Bauer, Ein Jahr. Tagebücher aus Kanada, Hamburg 1967, zitiert nach Manfred Franke: Jenseits der Wälder, S. 63

<sup>89</sup> Rezension der Essener Volkszeitung, Autor nicht bekannt; vgl. Guido Reiner: Ernst Wiechert im Dritten Reich. Eine Dokumentation, S. 89f

<sup>90</sup> Diese Angaben stützen sich auf Selbstaussagen Wiecherts (v.a. in „Der Totenwald“). Guido Reiner hat in seiner Abhandlung (Ernst-Wiechert-Bibliographie 2) einen Versuch unternommen, den Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Es gelang ihm nicht, die Angaben des Dichters zu widerlegen, nichtdestoweniger bemerkt er aber, viele der Behauptungen über ständige Überwachung können wohl von den Angstvorstellungen Wiecherts geprägt sein (Reiner: EWB 2, S. 131ff)

<sup>91</sup> Wiechert: Der Totenwald, S. 26

für zwei Monate ins Konzentrationslager Buchenwald transportiert, um „zur Besinnung gebracht“<sup>92</sup> zu werden. Aus dem KZ wurde er am 30. August 1938 entlassen mit der Verwarnung des Reichspropagandaministers persönlich, dass „er bei dem geringsten Anlaß wieder ins Lager kommen werde, aber dann ‚auf Lebenszeit und mit dem Ziel seiner physischen Vernichtung‘“<sup>93</sup>. Der Rest des äußerlichen Widerstands Wiecherts wurde in dem Lager gebrochen, der Autor tendierte später in seinem Werk immer mehr zu einer Art Verinnerlichung und konzentrierte sich seinen eigenen Worten zufolge auf Vorbereitungen für eine bessere Zukunft, für die man die Ideale konservieren soll und an deren baldigem Kommen er nicht zweifelte.

Wichtig ist zu betonen, dass sich die Ablehnung des Regimes bei Wiechert nicht aus unmittelbar politischen, sondern einzig aus moralischen Gründen speiste:

*„Hier war nun etwas geschehen, was Johannes<sup>94</sup> den Sinn aller menschlichen und göttlichen Ordnung zu zerstören schien. Hier waren Recht und Gesetz gebrochen, Menschlichkeit und Dankespflicht, Anstand und Sitte. Hier wurde der Mensch getrieben, wie man ‚Vieh mit dem Stecken treibt‘. Hier war das barbarische Zeitalter und das Reich des Antichrist. Und gleichviel, ob der Unglückliche die Kanzel mißbraucht hatte oder nicht: Hier wollte man weder strafen noch bessern, noch sühnen. Hier wollte man nur vernichten, wie der Mörder seinen Zeugen vernichtet.“<sup>95</sup>*

Außerdem begründete der Autor seinen Widerstand mit ästhetischer Motivation: Ernst Wiechert war überzeugt, dass sein geliebtes Vaterland nur durch einen Eingriff vonseiten einer geistigen Elite gerettet werden könne und sah sich selbst als Bestandteil dieser führenden Intellektuellenschicht verpflichtet, auf die Gefahren hinzuweisen. Doch die „neue Zeit“ schien seine These zu bekräftigen, dass Masse die Wurzel aller Krankheiten der Zeit sei.

---

<sup>92</sup> Wiechert: Der Totenwald, S. 139

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Das Bericht „Der Totenwald“ wird durch die Einführung der Hauptfigur Johannes fiktionalisiert, durch die biographischen Züge wird es allerdings klar, dass Johannes für Ernst Wiechert selbst steht. Diese Objektivierung ist wohl als eine Art Bewältigungsstrategie zu verstehen.

<sup>95</sup> Wiechert: Der Totenwald, S. 11f.

## 5.1 Recht und Gerechtigkeit

In seiner Kindheit in Konflikt mit Steuereintreibern des despotischen Herrschers geraten, lehnt Vasudeva, der Held der in eine mythische Vorzeit versetzten Novelle „Der weiße Büffel“, die unterwürfige Lebensweise seines Dorfes ab, entsagt seinen Göttern, die Demut predigen, und gründet eine Räuberbande, um selbst für Gerechtigkeit zu sorgen. Sie verfallen dem Rausch der Macht und streuen nun selber Gewalt aus. Auf dem Höhepunkt der Gewalttaten erkennt Vasudeva „an dem schweren Schlag seines Herzens“ sein Irrtum und beginnt eine neue Lebensweise. Als die Soldaten des Landesherrn mutwillig einen Stier töten, verspricht Vasudeva dem Besitzer des getöteten Tieres, bei dem König um Recht zu bitten und einen weißen Büffel mit vergoldeten Hörnern als Entschädigung zu verlangen. Weil er sich auf seiner Reise weigert, vor einer Büste des Königs Murduk niederzuknien, wird er gefangengenommen und vor den Herrscher geführt. Es kommt zu einer ideellen Auseinandersetzung zwischen Murduk und Vasudeva, dem sein Leben versprochen wird, wenn er sich der Macht beugt und auf sein Recht verzichtet. Dieser lehnt es eindeutig ab und das Streitgespräch endet mit der Hinrichtung Vasudevas und seiner Mutter, die als Geisel ebenfalls festgenommen wurde. Murduk zieht sich zum Grabmal seines Widersachers zurück, nachdem er hat einsehen müssen, dass seine Gewalt durch den geistigen Widerstand Vasudevas gebrochen wurde. Murduks Sohn übernimmt die Herrschaft und söhnt die Verbrechen seines Vaters aus, indem er der Dorfgemeinschaft Vasudevas hundert weiße Büffel mit vergoldeten Hörnern zukommen lässt.

### 5.1.1 Inneres Gesetz

Die Opposition Wiecherts artikuliert sich über die Hauptfigur Vasudevas und richtet sich gegen die Gewaltpolitik, die auf Eigengesetzlichkeit, Folter und Sippenhaft beruht. Sprach Wiechert in seiner zweiten Münchener Rede noch relativ allgemein von einem „Boxerethos“ und „Gladiatorenruhm“<sup>96</sup>, so spezifiziert er in „Der weiße Büffel“ die Machtpolitik des Nationalsozialismus mit ihrem Totalitätsanspruch, Gewaltanwendung um ihrer selbst willen und Verleugnung eines höheren Gesetzes.

---

<sup>96</sup> Wiechert: Der Dichter und seine Zeit, S. 11

Bereits der Untertitel der Erzählung macht plakativ deutlich, worum es dem Autor ging: um sein zentrales Thema Recht und Gerechtigkeit<sup>97</sup>. Die seien nach Wiecherts Auffassung gottgegeben und zugleich Hauptgaranten der Humanität, denn sie sind es, die den Menschen erst zum Menschen machen. In seinem zweiten Gespräch mit dem Alleinherrscher Murduk äußert sich Vasudeva: *„Was ist das Recht? Ein Traum der Armen, meinst du, eine Lüge der Armen, eine verstohlene Fessel um die Hand des Mächtigen. Aber das Recht ist mehr, o Herr. Als das Recht begann, hörten wir auf wie der Mörder des Waldes zu sein, denn die Götter hatten mit ihrem Finger unser Herz berührt. Unseres allein, denn Recht ist nur unter Menschen.“*<sup>98</sup> Dieses Konzept stellt Recht als eine positive, den Menschen aus der Bewandnis eines wilden Tieres herausholende Ordnung dar. Rechtsvorstellung lieferte dem konservativen Autor den entscheidenden Maßstab für seine kritische Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich.

Recht ist ein Relationsbegriff, der Handlungen – oder auch Zustände – in Beziehung zu einem Maßstab setzt. Gemessen nach diesem Maßstab werden dann die Handlungen entsprechend als ‚recht‘ oder ‚unrecht‘ bezeichnet<sup>99</sup>. Dieser Maßstab, welcher als normativer Bezugspunkt fungiert, wird bei Wiechert durch „moralisches Gesetz“ gegeben, in dem Sinne wie es das Historische Wörterbuch der Philosophie beschreibt. Bei Wiechert liegt dieses „innere Gesetz“ in der menschlichen Natur, ist dennoch ursprünglich gottgegeben und Gott oder Götter sind die Hauptgaranten des Rechts. Ohne diesen Maßstab gäbe es kein Recht in der Welt: *„Auch die Macht will Glauben. Sie will ruhen in sich, wie die Götter ruhen.“*<sup>100</sup> So hindert Vasudevas Mutter diesen daran, die Gewalttaten der Steuereintreiber in dem Dorf wieder mit Gewalt zu entgelten: *„‘Vasudeva, mein lieber Sohn‘, sagte sie leise, ‚die Götter, denen du dienst, haben nicht erlaubt, daß wir Blut vergießen – und nicht immer ist der Pfeil der beste Weg zur Gerechtigkeit.“*<sup>101</sup>

---

<sup>97</sup> Die beiden Begriffe Recht und Gerechtigkeit werden bei Wiechert synonym verstanden, als Bestandteile der Paarformal „Recht und Gerechtigkeit“ beinahe gleichgesetzt werden können, indem man das Recht als ein Mittel auffasst, Gerechtigkeit zur Erscheinung zu bringen (vgl. dazu Historisches Wörterbuch der Philosophie).

<sup>98</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 76

<sup>99</sup> Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer

<sup>100</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 76

<sup>101</sup> ebd., S. 17

Vasudeva ist jedoch nicht in der Lage, sich dieser religiös motivierten Demut zu unterwerfen. Er ist mit einem anderen Weltbild konfrontiert, mit einer anderen Rechtsauffassung, in der, wie es sich erst später zeigt, nicht die Götter, sondern die Macht allein das „Recht“ bestimmt.

*„Ich habe erfahren, fuhr er [Vasudeva] leise fort, daß die Götter jener Fremden anderes verbieten und erlauben als die unsrigen. Diese verbieten Gewalt und erlauben die Schande. Jene verbieten die Schande und erlauben die Gewalt. Alle Gewalt. Auch den Tod.... Ich will nicht an ihre Götter glauben, aber ich will, daß ein Peitschenschlag mit einem Pfeil beantwortet werde, dessen Schaft zwischen den Augen dessen zittert, der geschlagen hat.“<sup>102</sup>*

Hier tritt er in Konflikt mit einem anderen Wertungsmaßstab und sein Stolz („Du hast mir Schande angetan“<sup>103</sup>) erlaubt es ihm nicht, sich der gegebenen Ordnung anzuvertrauen. In diesem Moment verzichtet Vasudeva bewusst auf die bestehende Ordnung und den Glauben an die Gerechtigkeit, will die Gerechtigkeit ohne Anlehnung an die göttliche Ordnung durchsetzen.

Mit der Ordnung hängt ein weiterer Begriff eng zusammen, der in „Der weiße Büffel“ durchdekliniert wird – Gesetz. Das Gesetz verweist auf ein selbstgenügendes, unabhängiges Normensystem, von dem die Menschen ihre Handlungs- und Verhaltensweisen ableiten.<sup>104</sup> Es ist eingebunden in einen religiös determinierten Kodex der Moral, zugleich aber spiegelt es sich in jedem einzelnen Menschen: „Als das Recht begann, hörten wir auf wie der Mörder des Waldes zu sein, denn die Götter hatten mit ihrem Finger unser Herz berührt.“<sup>105</sup> Das mystifizierte Gesetz gründet somit eine mystische Einheit zwischen den Göttern und Menschen. In seiner Autobiographie „Jahre und Zeiten“ kontrastiert der Schriftsteller die gewöhnliche, rechtswissenschaftliche Bedeutung des Wortes mit der Idee des inneren Gesetzes, die „mahrende oder rufende Stimme tief in der eigenen Brust“<sup>106</sup>. Die Verbindung zwischen Mensch und Gott gehe vor sich im Herzen, man solle an seine innere Stimme lauschen, das eigene Herz ist die höchste Instanz in der Frage, ob man im Recht ruht oder unrecht handelt.

---

<sup>102</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 21

<sup>103</sup> ebd., S. 19

<sup>104</sup> Hattwig, S. 87

<sup>105</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 76

<sup>106</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten, S. 330

Auf dem Höhepunkt der Aktionen seiner Räuberbande erkennt der Held Vasudeva den Irrtum seiner Lebensweise. Er sieht ein, dass dieser Weg ihn nicht zur Gerechtigkeit geführt hat, und überlegt, worin sein Fehler bestand. Den Auslöser des Unrechts identifiziert er nicht im Materiellen, in dem Pfeil, mit dem seinem Dorf Unrecht angetan wurde, sondern in der Absenz der ordnungsstiftenden Instanz in seinem Innern: *„Er wunderte sich über seine Gedanken und versuchte zu ergründen, woher sie wohl kämen. Aber er fand nichts außer dem Pfeil, den er am Herzen trug. Doch mußte es weiterzurückreichen als der Pfeil. Es mußte begonnen haben, als sein Herz angefangen hatte, leer zu sein.“*<sup>107</sup> Ein leeres Herz steht somit für die Verleugnung oder Absenz des Bewertungsmaßstabs, den die Religion stiftet, und dessen Sprechorgan das menschliche Herz ist.

Somit ist es auch das Herz, woran Vasudeva im Rausch der Macht endlich erkennt, dass er geirrt hatte: *„Er erkannte es nicht durch seine Gedanken, sondern an dem schweren Schlag seines Herzens.“*<sup>108</sup> Nicht durch intellektuelle Überlegungen, was moralisch oder unmoralisch, gerecht oder ungerecht ist, sondern durch Rückbesinnung auf das mystische Gesetz, das sich im menschlichen Herzen widerspiegelt. So erscheint es nur folgerichtig, wenn in dem zweiten Teil der Geschichte der Herrscher Murduk bekehrt wird, dies jedoch nicht von einer anderen Person, sondern gerade durch das Einsehen von Recht geschieht. Wenn der König im Gespräch mit Vasudeva betont, ihn habe noch niemand besiegt, antwortet sein Gegner im Streitgespräch: *„Nicht ich wollte es sein, Herr [...]. Du selbst solltest es sein. Das ist der Sinn alles Lebens...“*<sup>109</sup> Der Herrscher ist – so wie einst Vasudeva es selber war – ein Suchender.

Entsprechend gewählt ist das gesamte Vokabular im Zusammenhang mit den Angelegenheiten von Recht und Gerechtigkeit – leeres Herz, Feuer im Herzen, Trug, mahnende Stimme in der Brust, Blut, in dem die vererbten guten Eigenschaften konserviert werden sowie das Verb *lügen*<sup>110</sup> als Inbegriff von „jenseits von Recht leben“. Dieser Wortschatz zieht sich durch das gesamte Werk Wiecherts hindurch, nur mit wenigen Ausnahmen seiner frühen Romane. Dies mag der Grund dafür sein, warum einige Forscher dem Schriftsteller Naivität vorwerfen. Seine Haltung wird mit ähnlichen

---

<sup>107</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 37

<sup>108</sup> ebd., S. 31

<sup>109</sup> ebd., S. 79

<sup>110</sup> ebd., S. 30

Worten beschrieben wie z.B. bei Parkes-Perret: „the albeit naive implications“ oder Schonauer: „Eine mutige und dennoch rührend hilflose Geste“. Anderenfalls rechnet man diese Sprache der Notwendigkeit einer Tarnung zu, indem sie als Instrumentarium für den „doppelte Boden“<sup>111</sup> am Werk ist.

### 5.1.2 Könige als Verwalter des Rechts

*„Denn Könige sind dazu, daß die Erde keine Schande leide. Die Füße der Menschen sollen zu den Königen laufen, nicht aber von ihnen fort. Auch die Füße der Armen, gerade sie. Niemand läuft zum König der Wälder, weil er kein König, sondern ein Mörder ist. Dünn ist die Grenze, und auf der dünnen Schneide steht die Macht. Sie schlägt: und Gewalt ist da. Sie heilt: und Recht ist da.“<sup>112</sup>*

Wenn Recht ein Geschenk der Götter an Menschen ist, mit welchem jene ihre Herzen berührten, dann sind die Herrscher diejenigen, die auserwählt worden sind, um Bürgen für dieses Recht zu sein. Im Kontrast mit dieser Behauptung steht der Allein- und Gewaltherrscher Murduk, welcher sich als Sohn der Götter betrachtet und göttliche Ehren für sich in Anspruch nimmt. Der Totalitätsanspruch des Gewaltherrschers steht nicht nur im Widerspruch mit der Vorstellung, dass Macht den Königen zusteht, den Verwaltern des von den Göttern gegebenen Rechts. Diese Aufgabe bringt vielmehr Verantwortung und Verpflichtungen mit sich, wie der Heilige, bei dem Vasudeva, nachdem er sein Irrtum erkannt hatte, einige Zeit lebt, diesem sagt: *„Der geht nicht leichter, [...] der Macht und Reichtum in seinen Händen trägt. Und der geht am schwersten, der Blut in ihnen tragen muß.“<sup>113</sup>* Die Könige tragen die Verantwortung dafür, dass keinem von ihren Untertanen Unrecht geschieht, dass, wie Vasudeva betont, keine einzige Träne in ihrem Reich vergossen wird, und zu diesen Zwecken sind sie die Träger der weltlichen Macht.

---

<sup>111</sup> Gerhard Bauer: Sprache und Sprachlosigkeit im ‚Dritten Reich‘, S. 131

<sup>112</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 77

<sup>113</sup> ebd., S. 31f.

Wer aber an der Macht ist, ist auch „*neben der Sünde*“<sup>114</sup>, wie Vasudeva selbst erkannte, denn er ist der Gefahr des Missbrauchs der ihm auferlegten Macht ausgeliefert. In dieser Hinsicht spielt die größte Rolle wiederum die Kontrollinstanz der Götter, welche die Macht rechtfertigt. Erst wenn man diese etablierende rechtliche Instanz leugnet, verselbstständigt sich die Macht und der Herrscher naht sich der „Sünde“. So ist Vasudeva einem Rausch der Macht verfallen sowie Murduk, der die Macht nur um ihrer selbst willen ausübt: „*Wenn die Könige morden, nennt man es Pflicht!*“<sup>115</sup> Somit wird es ersichtlich, dass Ernst Wiechert nicht gegen Macht allein steht, sondern gegen den Missbrauch derselben, denn die Macht sättigt nicht, wie die beiden Figuren im Verlauf ihres Werdegangs haben feststellen müssen.

Mit dieser sich verselbstständigenden Gewalt schwindet aber zugleich die Legitimierung derselben, entgleitet die Macht der Kontrolle des inneren Gesetzes. Von diesem Zustand aus ist es nur ein kleiner Schritt zum Machtmissbrauch: „*Die Marter ist immer da, wenn die Macht ohnmächtig wird. Sie ist das Lächeln des Lügners über seine Angst*“<sup>116</sup>. In diesem Augenblick schöpfen die Macht und Gewalt ihre Legitimierung aus sich selbst, denn eine außenstehende stiftende Kraft hatten sie abgelehnt und nun begründet der Herrscher seine Gewalt mit der Gewalt selbst. Wenn sich die Macht von ihrer etablierenden Instanz verselbstständigt, ist es der Schrecken, der anstatt des Rechts gehorsam macht. „*Da begannen wir zu erkennen, daß nur der Schrecken beugen kann. [...] Nur der Schrecken. Er macht stumm und gehorsam. [...] Er ist der beste Wächter um den Thron. Er baut die Reiche und hält das Gebälk der Paläste.*“<sup>117</sup> Angst einflößen stellt dann in diesem Fall die einzige Möglichkeit dar, wie der Herrscher seine Macht aufrechterhalten kann.

Die Parallele zum Dritten Reich ist sogleich offensichtlich. Mit Gewaltandrohung werden zwar die Gegner stumm gemacht, dennoch werden sie nicht ganz ausgelöscht. Die Nazis hatten zwar Macht über die Körper ihrer Widersacher, aber Gewalt über den Geist können sie nur erlangen, wenn man ihnen erlaubt, sich abschrecken zu lassen.

Die Besessenheit Murduks nach Macht bewirkt ihre Idealisierung im Machtrausch, symbolisiert in dem Gebrauch des Wortes Schwert, dem Sinnbild der

---

<sup>114</sup> ebd., 29

<sup>115</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 86

<sup>116</sup> ebd., S. 73

<sup>117</sup> ebd., S. 74



weltlichen Gewalt. Der Alleinherrscher verkündet seine uneingeschränkten, ideell begründeten Machtansprüche („*Ich bin dein Gott!*“<sup>118</sup>), diese werden aber mit Hilfe des Schwert-Symbols sogleich mit dem ersten Teil der Geschichte nebeneinander gestellt und abgeschwächt. Vasudeva erinnert sich, denselben Anspruch selbst erhoben zu haben, er hat sich jedoch seitdem weiterentwickelt und das sinnlose Streben nach Macht erkannt, während sein Widersacher in dieser Stufe ideologisch verhaftet bleibt. Der bekehrte Protagonist versucht nicht die Hierarchie, ihre Voraussetzungen oder Bedingungen anzuzweifeln oder umzustürzen, sondern nur dem König die Schranken seines Amtes zu weisen, denn auch der König hat sich den Göttern und ihren Gesetzen unterzuordnen.<sup>119</sup>

## 5.2 Aktualität und Kritik

### 5.2.1 Der Herrscher

Grundlage und Ausgangspunkt der nationalsozialistischen Ideologie war das Prinzip des Führertums, wo der Führer unumschränkte Gewalt in rechtlicher und pragmatischer Hinsicht hatte. Gegenüber dem Führertum traditioneller Prägung bedeutete dieses Prinzip im nationalsozialistischen Staate etwas vollständig anderes. Die Nationalsozialisten übernahmen von dem traditionellen Schema nur die äußeren Formen, wie Massenversammlungen, Aufmärsche, Paraden, Fackelzüge, Eidesschwüre usw., die eine starke Anziehungskraft auf Menschen ausübten. In anderen Gesellschaftsformen jedoch „bedeutete dieses Prinzip (Führerprinzip) nicht *uneingeschränkte* Machtfülle eines einzelnen oder einer Gruppe, sondern kannte, auch wenn in der Praxis vielfach verstoßen wurde, jedenfalls der Idee nach, rechtliche, oder auf Herkommen und/oder Religion beruhende Bindungen oder Verpflichtungen.“<sup>120</sup> Der Herrscher sei an gewisse sittliche und religiöse Schranken gebunden, dennoch gerade an diesen Bindungen fehlte es im Dritten Reich.

Dass man die etlichen, in „Der weiße Büffel“ enthaltenen Anspielungen auf die Realität im Dritten Reich sehr wohl verstand, steht bei Betrachtung der Zeitzeugnisse

---

<sup>118</sup> ebd., S. 64

<sup>119</sup> vgl. Hattwig, S. 96

<sup>120</sup> Diemut Majer: Grundlagen des nationalsozialistischen Rechtssystems, S. 81

außer Zweifel. Der Text beinhaltet eine ganze Reihe von Parallelen mit gelebter Wirklichkeit, die den Nationalsozialisten suspekt werden mussten.

Zum einen äußert sich die Opposition in der Gestalt Murduks. Dieser ist in der Auflösung der Parabel als Repräsentant der nationalsozialistischen Herrschaft – ein Gewaltherrscher, der sich zu Gott erhoben hat und seine Ansprüche zur Maxime geltend gemacht hat, sowie das oben erwähnte, in der Religion oder Moral und Sittlichkeit begründete Recht verachtet. Ein Herrscher, der sich Anbeten lässt. Hier ist das Bild Murduks, vor dem man unter Gewaltandrohung niederzuknien hatte mit der Stirn zur Erde geneigt: *„Wer die Stirne nicht in den Staub legen will, [...] kann manchmal seinen Kopf im Staube wiederfinden.“*<sup>121</sup> Hervorgehoben wird dabei der Unterschied zwischen Anbetung von Göttern und Vergötzung eines Menschen. Der Held Vasudeva war bereit einem Gott vor seinem Bild die ihm zustehende Ehrerbietung zu erweisen, weigert sich aber, vor einem Königsbild niederzuknien. *„Er meinte, es sei dort ein Bild des Gottesaufgerichtet, säuberte sein Kleid im Weiterschreiten und begann, die Gebete zu sprechen [...]“*<sup>122</sup> Nachdem man ihn darüber unterrichtet, es sei das Bild des Königs, dass von allen entsprechend zu verehren sei, weigert sich Vasudeva empört davor niederzuknien: *„Vasudeva stand aufrecht, fast betäubt von dem, was er erkannte, und blickte von den Knienden zu dem goldenen und unbewegten Gesicht empor und wieder zurück. Das Herz war ihm plötzlich bitter geworden, und [...] sagte, daß seine Mutter ihn nicht gelehrt habe, vor Menschen zu knien“*<sup>123</sup> Mit dieser Zurückweisung wird deutlich, dass er eine weltliche Macht, wenn sie nicht im Einklang mit dem Prinzip der religiös motivierten Gerechtigkeit steht, nicht anerkennt.

Eine geschichtliche Parallele aus dem Dritten Reich findet sich stellvertretend in einem Fall, in dem es um die Zerstörung von Führerbildern geht:

*„Übermut und eine ordentliche Portion Schnaps hatte wiederholt vier jugendliche Soldaten veranlaßt [sic!], „staatsfeindliche Versammlungen“ abzuhalten, bei denen ein paar verbalradikale Äußerungen getan wurden und einige Führerbilder zu Bruch gingen. Als die Sache ruchbar wurde, erkannte ein Kriegsgericht durch jene Taten, die von den jungen Männern selbst erkennbar nicht ernst genommen worden waren, die Tatbestände der*

---

<sup>121</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S: 62

<sup>122</sup> ebd., S. 58

<sup>123</sup> ebd., S: 59

*Zersetzung der Wehrkraft, Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung und Kriegsverrat als erfüllt.*“<sup>124</sup>

Die jungen Männer wurden mit dem Tod durch Erschießen bestraft. Dieses Beispiel soll Aufschluss auf den Umgang mit Hitler-Bildern geben. Auch in diesem Falle wird ein ehrerweisender Umgang mit dem Herrscherbild unter Gewaltandrohung erzwungen.

Ein anderes Beispiel wäre dann der sogenannte Hitlergruß. Für die NSDAP war es nicht unbedeutend, dass sich diese Grußform auf altgermanische Vorformen zurückführen ließ und in ihnen die Legitimierung schöpfte, ähnlich wie in der Novelle Murduk, der sich als Gott oder Sohn der Götter betrachtet und daher göttliche Ehren für sich in Anspruch nimmt. Der Hitlergruß war in der Zeit von 1933 bis 1945 verbindlich vorgeschrieben zur Veranschaulichung des Deutschen Staates als Führerstaat. In den letzten Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft sollen sogar viele Menschen für Nichterwidern des Hitlergrußes bestraft werden.<sup>125</sup>

Die Alleinherrschaft und Rechtswillkür des Königs, der keine Grundsätze zu respektieren scheint außer seines eigenen Willens, wird konfrontiert mit der Rechtswillkür der Nationalsozialisten z.B. mit ihren rückwirkenden Gesetzen, wie diese bereits im Eingangskapitel dieser Arbeit beschrieben wurden.

Ferner stimmt der König Murduk mit der Nazi-Herrschaft in dem Merkmal des Totalitätsanspruchs überein. „Sicherheit ist nur, wo alle anbeten“<sup>126</sup>, äußert Murduk seine Angst, dass Vasudeva der Geltung seiner Macht Schranken setzen könnte, indem er sich dieser Macht nicht unterwirft. Nur die Angst der Untertanen ist es, die ihnen nicht erlaubt, sich der Gewaltherrschaft zu widersetzen. Die Herrscher verschaffen sich Gehör mit Hilfe der Gewalt und erteilen Schrecken statt Recht. Aber auf Blut gedeiht keine Kultur.

Zu den Erpressungs- und Zwangsmethoden der Nazi-Herrscher zählte auch die berüchtigte Sippenhaft, also eine Form Einstehenmüssen der Familienmitglieder für Vergehen ihrer Angehörigen. Diese Methode diente sehr wohl auch der Einschüchterung der potentiellen Widersacher des Regimes, welche durch ihr eigenes Handeln auch die

---

<sup>124</sup> Gritschneder: Furchtbare Richter. Verbrecherische Todesurteile deutscher Kriegsgesichte. München: Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1998; S.139.

<sup>125</sup> ebd.

<sup>126</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 78

gesamte Familie in Gefahr gebracht hätten. Als Beispiel aus dem Dritten Reich seien die Familien von Claus Schenk, Graf von Stauffenberg oder Wessel Freytag von Loringhoven genannt, aber auch eine ganze Reihe von gewöhnlichen Menschen, wie Otto Gritschneder in seinem Buch „Furchtbare Richter“ berichtet:

*„Als der Vater Gerhard LIEBOLDS am 9.Mai 1941 hingerichtet wurde – er hatte den Wehrdienst aus religiösen Gründen verweigert -, wirkte das auf den Sohn keineswegs abschreckend. Seine Überzeugung, daß die Bibel Fahnen- und „Waffengebrauch im Wehrdienst“ verbiete, vertiefte sich sogar noch. So wurde auch er, erst 20 Jahr [sic!] alt, am 2. April 1943 vom Reichsgericht unter Vorsitz von Dr. Alexander Kraell zum Tode verurteilt.“<sup>127</sup>*

In der Erzählung Wiecherts werden ebenfalls, in diesem Fall nicht Vater, sondern Mutter und Sohn, weil sie beide für die gleichen Werte eintreten, hingerichtet. Der Tod des Elternteils wirkte jedoch auf das Kind nicht abschreckend, denn es vertrat die angenommenen Ideale weiter und erlitt dasselbe Schicksal. Man kann davon ausgehen, dass es sich bei der Schilderung des Verbrechens am jungen Gerhard Liebold nicht um einen Präzedenzfall handelt, sondern, dass es oft einen Zusammenhang zwischen dem Tod des Vaters, oder der Mutter, und der Hinrichtung des Kindes gab. Die Bedrohung der Familie war ein Druckmittel, das oft eingesetzt wurde. So kamen beispielsweise ganze Familien in Konzentrationslager, wenn sich einer nicht fügen wollte. Die gemeinsame Verantwortung der Familie für die Taten eines Einzelnen kann wohl ein wirksames Abschreckungsmittel gewesen sein, denn wenn der potenzielle Widersacher auch den Mut zum Widerstand aufbrachte, wollte er sicherlich nicht das Leben der gesamten Familie aufs Spiel setzen.

Parallelen zu diesen Zeugnissen aus der gelebten Gegenwart des Schriftstellers lassen sich in „Der weiße Büffel“ leicht finden. Wenn die Mutter Vasudevas vor den König vorgeführt und später hingerichtet wird, versucht der Herrscher den kühnen Gegner mit der Geiselnahme einzuschüchtern. Darüber hinaus gibt es in dem Text eine weitere Szene, die nicht missverstanden werden konnte. Als am Anfang der Geschichte in das Dorf Vasudevas die Steuereintreiber kommen, gewaltsam vorgehen und die Peitsche gegen den Dorfältesten erheben, will Vasudeva sich zur Wehr setzen, seine Mutter hindert ihn aber daran. Später erklärt sie: *„Keiner im Dorfe würde mehr am Leben sein,*

---

<sup>127</sup>Gritschneder, Otto: Furchtbare Richter. Verbrecherische Todesurteile deutscher Kriegsgesichte. München: Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1998.(Beck'sche Reihe 1272), S.35.

*wenn der Pfeil deinem Auge gehorcht hätte, und ich glaube nicht, daß die Götter dich jetzt segnen würden.*“<sup>128</sup>

### 5.2.2 Das Volk

Neben dem kritischen Führerbild, unterliegt Wiecherts kritischem Auge auch das Volk, das sich vor dem Herrscher beugt, ohne Unterschied, ob es in der Minderheit zu ihm hält oder sich zum größeren Teil von ihm innerlich distanziert. Sei es die Schicksalsergebenheit der Dorfbewohner oder die Unterwürfigkeit der Menschen in der Stadt, in den Augen des positiven Helden ist das Volk gerade aus diesem Grund beinahe würdelos und feige. Diese Ansicht stimmt mit der Ansicht des Autors zutiefst überein. Später in seinem autobiographischen Roman „Der Totenwald“, in welchem Wiechert von seiner Haft und dem KZ-Erlebnis in dritten Person berichtet, besagt der Dichter: *„Haltung war das einzige, was der Gewalt entgegengesetzt werden konnte, stärker als sie, weil sie nicht der Ketten und Riegel bedurfte. Auch hatte er nun zu erweisen, daß das Menschliche in ihm dem gleichkam, was er in seinen Büchern gelehrt hatte.“*<sup>129</sup> Auch mit dem Vorbild Vasudevas appelliert Wiechert an das Gewissen des Einzelnen, dem staatlich legitimierten Terror die Zustimmung zu verweigern. Er will nicht zu umstürzlerischen Taten aufrufen, wie man aus dem Werdegang des Protagonisten des „Weiße Büffels“ entnehmen kann. Denn Gewalt löst immer wieder neue Gewalt aus und dieser Kreislauf kann nur durch einen inneren, gewaltlosen Widerstand durchbrochen werden. Wiechert zeigt sich der Auffassung zu sein, dass die „Macht des Bösen“ nur durch einen moralisch integeren Gegner bezwungen werden kann. Die Wahl der Legende als Erzähltypus - obwohl wir es hier mit einem gewissen Mischtypus zu tun haben –, die Darstellung eines ‚Heiligen‘, unterschützt diese Glorifizierung und trägt zu seinem Konzept des „gelebten Vorbilds“<sup>130</sup> bei.

An diesen Punkt stützt sich der Vorwurf einer gewissen Naivität gegen Ernst Wiechert. Der Autor behauptet nämlich mit seinem Beispiel von Vasudeva, dass man mit

---

<sup>128</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 18

<sup>129</sup> Wiechert: Der Totenwald, S. 23

<sup>130</sup> Hattwig, S. 102

der eigenen inneren Haltung das an Macht überlegene Regime besiegen kann, indem jeder einzelne Mensch imstande ist, den Totalitätsanspruch, auf welchen sich diese Macht stützt, zu zerstören. Die Formulierung vom Erzähler Wiechert in Verbindung mit seinem Herz-Vokabular ist tatsächlich etwas märchenhaft, entbehrt trotzdem nicht einer gewissen Weisheit. Der junge Held der legendenartigen Erzählung überlegt: *„Schmach und Gewalttat würden ausgelöscht sein. Der König würde sie auslöschen, weil ein Mensch an sein Herz geklopft hatte, und selbst die steinernen Götter lächeln, wenn ein Kind an ihr Herz klopft.“*<sup>131</sup> Soviel zur angeblichen Naivität in der Ausdrucksweise Wiecherts. Was eine ideelle Naivität angeht, ließe sich streiten, ob es sich angesichts der Biographie Wiecherts tatsächlich um Naivität oder vielmehr um Kühnheit handelt.

In der Auseinandersetzung mit Murduk spricht Vasudeva von der verhängnisvollen Ohnmächtigkeit der totalitären Macht, wenn sich auch nur ein Mensch findet, der sich ihrem Machtanspruch stellt: *„Hier ist einer, der dich nicht anbetete. Alle, die du kennst, beten sich an, mit der Stirn wenigstens, die im Staube liegt, und mit den Lippen, die jede Lüge sprechen können. Aber ich bete dich nicht an, nicht einmal mit der Stirn und den Lippen. Und daran erkennst du, wie ohnmächtig du bist. Du kannst mich nicht zwingen, du kannst mich nur töten.“*<sup>132</sup> Vasudeva verweigert dem König das, was dieser sich von seinem Volk unter Gewaltandrohung erzwingt. Der Autor stellt hier somit die These auf, nach welcher auch nur eine begrenzte Gruppe von Menschen – oder gar ein Einzelner – den Herrscher erinnern kann, sich auf das Recht und Gerechtigkeit zurückzubedenken, wenn sich der Machthaber jenseits der göttlichen Ordnung bewegt. Die Erzählung appelliert an das Gewissen jedes einzelnen Menschen.

Zusammen mit Wiecherts Selbstverständnis als Dichter, wie er dies in seiner zweiten Münchener Rede postuliert hatte, ist es dann nur folgerichtig, dass er diese Haltung auch in Taten umsetzte, als in seinen Augen unrecht an Pastor Niemöller geschah, obwohl er diesen nicht persönlich kannte.

In der Erzählung wird zwar Vasudeva wegen seiner Kühnheit getötet, aber seine Überzeugung, der Macht mit Recht gegenüberzutreten zu können, bestätigt sich in der Schlusszene. ‚Du kannst mich töten, aber du kannst mich nicht zwingen,‘ konfrontiert er den König mit den Grenzen seiner Macht. Er hat durch seine Zustimmungsverweigerung

---

<sup>131</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 68f.

<sup>132</sup> Wiechert: Der weiße Büffel, S. 72f.

die ausnahmslose Absolutheit der Macht gebrochen. Die bebenden Steine werden den König Murduk immer daran erinnern, dass es einen Menschen gibt, der seine Macht nicht anerkennen wird.

Dass in dieser Erzählung Vasudeva über seinen Tod hinaus das Herz des Königs erreicht hat und somit auch seine Macht gebrochen, steht außer allem Zweifel. Wenn wir es aber mit der Lebensgeschichte Wiecherts vergleichen wollten, ließe sich an der Wirksamkeit einer solchen Maßnahme zweifeln. Der beschworene Sieg der Gerechtigkeit über den Diktator hatte im Dritten Reich keine Chance, vollzogen zu werden: *„Vorüber waren die Zeiten, [...] in denen ein Mann aus dem Volke seinen König sagen durfte, daß es noch ein Kammergericht gebe.“*<sup>133</sup> Die Machthaber blieben von den ihnen vorgehaltenen Grundsätzen völlig unbeeindruckt und antworteten mit Maßnahmen, die den Schriftsteller verstummen ließen.

Die Erzählung „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ ist ein mutiges Plädoyer für die Unterordnung der Macht unter das Recht. Um dies nachvollziehen zu können, war es notwendig, sich vorerst die Rechtsverhältnisse zu der Zeit der Entstehung dieses Textes vor Augen zu halten, sowie auf die „Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ (Formulierung von Bertold Brecht: Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit, 1938) zu erwähnen. Wiechert bedient sich der Camouflage und Parallelstrukturen, um seine Missbilligung der Situation auszudrücken. Die Legenden-Erzählung ist in zwei parallele Teile gegliedert, anhand deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede die von Wiechert vorgehaltenen Grundsätze noch verstärkt werden. Mit Hilfe von Tropen und Figuren der Ähnlichkeit und Parallelität beschreibt der Autor, wie es sich mit Recht und Gerechtigkeit verhält, wie mit diesen zu seiner Gegenwart umgegangen wird, und äußert allegorisch seine Kritik an der Situation. Zum einen wendet er sich gegen den Herrscher, der seine Macht missbraucht, sich unter Gewaltandrohung anbeten lässt und Praktiken wie die der Sippenhaft anwendet. Zum anderen kritisiert er das Volk, das sich dagegen nicht auflehnt. Wiechert äußert seine Überzeugung, dass die Macht des Bösen nur durch einen moralisch integeren Einzelkämpfer besiegt werden kann und entwickelt die Auseinandersetzung mit dem Despotismus zu einem Vorbild, dem er auch später selber nachkommt.

---

<sup>133</sup> Wiechert: Der Totenwolf, S. 9

Wiechert selbst äußert sich zu der Intention des Textes nicht, d diese Kritik blieb für ihn nicht ohne Folgen. Als er einige Monate später seine moralische Theorie in die Praxis umsetzen wollte, indem er sich für Pastor Niemöller einsetzte, hatte dies für ihn schwerwiegende Wirkung – Verhaftung und exemplarische Lieferung ins KZ-Lager.



## 6. Das einfache Leben

Der Roman „Das einfache Leben“ nimmt innerhalb der Kontroverse Ernst Wiecherts mit der Politik und Ideologie im Dritten Reich eine Sonderstellung ein. Wiechert selbst beschreibt den Roman als Reaktion auf seine Erfahrung des faschistischen Terrors. Dieses bis heute bekannteste Werk Wiecherts selbst enthält jedoch keine direkten Bezüge oder Analogien zu seiner Erfahrung in Buchenwald. Den Bewunderern Wiecherts in der unmittelbaren Nachkriegszeit galt dies Werk als unwiderlegbarer Beweis für die Tatsache, dass der Autor eindeutig zu den Dichtern des deutschen Widerstandes zähle:

*„Dieses Buch ist die Selbstaussage der echten konservativen Freunde geworden, der stille Trost der Tausende und aber Tausende, die im Nichtmachen mit der wildgewordenen Aufgeregtheit der neuen Herren darin ihr Nichtdazugehören bestätigt fanden: ein stilles, klares, in sich selber ruhendes Buch der Gewißheit des alten Lutherischen Wortes ‚Das Reich muß uns doch bleiben‘.“* (Werner Bergengruen: Rückblick auf einen Roman; zitiert nach Schnell: Literarische innere Emigration, S. 79)

Der Verkaufserfolg, welchen „Das einfache Leben“ in den ersten Jahren nach seiner Herausgabe in Deutschland erfuhr, scheint dieses Urteil zu bestätigen. Der Roman erschien 1939 und in den ersten drei Jahren bis 1942 wurden von diesem Buch 267 234 Exemplare verkauft<sup>134</sup>, und dies trotz des fast vollständigen Schweigens der Literaturkritik. Für seine Widersacher wiederum ist dieses Buch ein Vorwand zur Kritik: Wiecherts Widerstand sei nichts anderes als Eskapismus, beschränke sich auf Resignation, sei verhaftet in einer ländlichen Idylle.

Diese Kontroverse entspricht im Ganzen der Kontroverse um die Existenz und den Begriff der Inneren Emigration im Allgemeinen.

---

<sup>134</sup> Guido Reiner: Ernst Wiechert im Dritten Reich. Ein Dokumentation (Ernst-Wiechert-Bibliographie, 2. Teil); Paris 1974; S. 165 (= EWB 2)

Neben den erklärten Nazi-Autoren und ihren Mitläufern gab es im Dritten Reich auch solche, die sich in keiner Weise mit dem Hitler-Regime arrangieren wollten und konnten, ihm aber dennoch, wenn auch unbewusst und naiv mit ihren Werken den Boden bereitet hatten und die ohne große Mühe (zumindest teilweise) ideologisch adaptiert werden konnten. In dieser Hinsicht ist Ernst Wiechert ein symptomatischer Fall. Symptomatisch ist auch das Pro und Contra, die Anklage und Verteidigung des Autors, die seinen relativ kurzlebigen Ruhm nach 1945 begleiteten. Denn gerade an Wiechert, seiner Person und seinem Werk, wird der Widerspruch zwischen politischer, oder vielmehr moralischer Ablehnung des Regimes und einer eben dieses Regime begünstigenden anfänglichen literarischen Gesinnung manifest.

Im Januar 1946 stellte sich der Schweizer Schriftsteller Max Frisch<sup>135</sup> die Frage, ob Werke Ernst Wiecherts als die Stimme eines sogenannten anderen Deutschland gelten können. Er schätzt Wiechert als einen Autor, der Mut zum persönlichen Widerstand hatte, Haltung zeigte, „und zwar nicht im Übersee, sondern im Dritten Reich selber“. Das andere seien aber die literarischen Zeugnisse, Der Umstand, dass Wiechert ein halbes Jahr lang in Buchenwald war, erhöhe unsere Erwartung ihm gegenüber, „unseren Anspruch auf Antwort, wessen Geistes dieser tapfere Widerstand war“. Frisch wird darüber stutzig, dass Hunderttausende begeisterte Leser Wiecherts ebenso zur Partei gehörten, die diesen einsperrte. Dieses Paradox erklärt er sich mit der These, das bloß Gemüthafte, was er seinen Lesern vorzüglich bietet, stellt jedoch noch keine Alternative auf. So behauptet er: „Und eben darum wird das Gemüt, sogar das edle Gemüt, wie es in Wiechert eine so erfolgreiche und allein durch diesen Erfolg bedeutsame Stimme gefunden hat, niemals genügen, um Deutschland vor sich selber zu retten, nicht einmal, um benutzbare Brüche herzustellen [...]“<sup>136</sup>.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Stellung, welche der Roman „Das einfache Leben“ im Kontext des Werkes Ernst Wiecherts einnimmt, ob er solche "benutzbaren Brüche herzustellen" imstande war, oder doch nicht, wie es neben Frisch viele andere Kritiken behaupteten. Es wird ausdrücklich darauf verzichtet, zugleich die Stellung des Romans innerhalb der zeitgenössischen Literatur zu erfassen, da dies für unsere Frage, nämlich die Entwicklung Ernst Wiecherts vom aggressiven zum defensiven

---

<sup>135</sup> Max Frisch: Stimmen eines anderen Deutschland. Zu den Zeugnissen von Wiechert und Bergengruen. In: Neue Schweizer Rundschau, Januar 1946

<sup>136</sup> Frisch (1946) :S. 543

Kritikmodell und Weltbild, irrelevant ist. Vielmehr soll das Konzept des „einfachen Lebens“ und der Verinnerlichung erörtert werden und angesichts des Verkaufserfolgs soll der Frage des Weiteren dem nachgegangen werden, was es ist, das dieses Buch so erfolgreich machte, warum es später durchaus positiv als Trost für alle Menschen, aber auch ganz und gar negativ als bloße Flucht vor Verantwortung bewertet wurde.

Aus dem Konzentrationslager Buchenwald wurde Ernst Wiechert nach etwa einem halben Jahr am 30. August 1938 entlassen. Zwar wurde er im Rahmen seiner Strafverfolgung aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, trotz des Mangels an Zeitdokumenten<sup>137</sup> steht jedoch fest, dass er nach der Entlassung aus dem KZ-Lager wieder aufgenommen wurde und ihm somit die Publikationsmöglichkeit erhalten blieb. An seinem Roman, der bis heute sein bekanntester geblieben ist, schrieb Wiechert eine relativ kurze Zeit unmittelbar nach der Entlassung aus Buchenwald vom 16.11.1938 bis. 23.1.1939<sup>138</sup>. Bereits in Buchenwald angesichts der Greuel im Abriss konzipiert, beschreibt Wiechert selbst diesen Text als einen notwendigen Bestandteil des Heilsprozesses nach der KZ-Erfahrung. Bezeichnend ist dabei, dass er zuerst diese Flucht ins einfache Leben, Flucht ins Innerliche bedurfte, um sich erst später mit der Niederschrift seines Berichts „Der Totenwald“ auseinandersetzen zu können: „Noch war ich zu verwundet und zu wund, als daß ich es gleich hätte tun können. [...] ‚Das einfache Leben‘ aber konnte ich schreiben. Vielleicht war der erste Umriß schon in den schlaflosen Lagernächten entstanden, als eine Rettung, die einzige, die es gab.“<sup>139</sup> Wiechert benennt den Roman – und nicht den KZ-Bericht „Der Totenwald“<sup>140</sup> – als dasjenige Buch, mit dem er sich die grauenvollen Erlebnisse von der Seele schrieb. Eine

---

<sup>137</sup> vgl. Reiner: 1974; Es fehlen jegliche Dokumente zu der Wiederaufnahme Wiecherts in die RSK, die Behauptung stützt sich auf zahlreichen Stellen in Wiecherts Korrespondenz. Guido Reiner fand außerdem in keiner der Verbotslisten irgendein Werk Ernst Wiecherts erwähnt und schlussfolgert daraus, dass Wiechert vom Nazi-Regime nicht als „unerwünschter“ Autor im eigentlichen Sinne indiziert worden ist, sondern als geduldet galt (Reiner: 1974, S. 150)

<sup>138</sup> Guido Reiner: Ernst-Wiechert-Bibliographie 1916-1971. Werke – Übersetzungen – Monographien mit kritisch-analytischen Kurzbesprechungen. Paris 1972.

<sup>139</sup> Wiechert: Jahre und Zeiten; S. 374

<sup>140</sup> Dies ist einer der Gründe, warum „Der Totenwolf“ im Rahmen dieser Arbeit in näher behandelt wird, als ein Bericht. Zwar ist es sein (eben nach „Das einfache Leben“) zweitberühmtestes Werk, doch gemeinsam mit „Das einfache Leben“ scheint es für ein und dieselbe „Station“ in seiner Entwicklung zu stehen, und dabei etwas weniger typisch. Daher wird es hier vorgezogen, auf Analyse der einzelnen Motive in „Der Totenwals“ zugunsten einer näheren Betrachtung der Verinnerlichungsstrategie des „einfachen Lebens“ zu verzichten.

Rettung – eine Welt, die der Autor aufbaut, nachdem die irdische zusammengebrochen war. Eine Gegenwelt, Erinnerung und Utopie zugleich, die die Realität des Dritten Reichs hinter sich lässt. Diese mögliche und doch im gewissen Sinne wahre Welt rechtfertigt Wiechert als die einzige Möglichkeit, seine Seele von dem Greuel der Nazi-Wirklichkeit zu schützen:

*„Es war ‚mein‘ Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war. [...] Es war ein Traumbuch, in dem ich mich mit Flügeln über diese grauenvolle Erde hinaushob. Mit ihm spülte ich mir von der Seele, was sie beschmutzt, befleckt, erniedrigt, entwürdigt und zu Tode gequält hatte.“<sup>141</sup>*

Wie diese neue Welt, in der der Autor Liebe über Hass siegen ließ, entworfen wird, wie der Dualismus zwischen der gegenwärtigen Realität und der anderen Welt aufgebaut wird, soll uns die Stellung des Autors zu der Außerwelt ermitteln.

Den geschichtlichen Rahmen der Handlung bildet die Weimarer Republik der „goldenen“ zwanziger Jahre. Obwohl die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Zeit nicht explizit einbezogen werden, beteiligen sie sich dennoch an dem Gesamtbild der dämonisierten Zivilisation. Mit dem bedrohlichen, zersetzenden Lebensrausch der Zeit glaubt der aus dem großen Krieg heimgekehrte Marineoffizier Thomas von Orla nicht mehr fertig zu werden. Nach der Kriegserfahrung, verzweifelt hin- und hergerissen zwischen dem Töten-Müssen und Nicht-Töten-Können, vermag er sich fünf Jahre nach dem Kriegsende in der neuen Welt immer noch nicht zurechtzufinden. Die Tatsache, dass er seine Erfahrungen ernst nimmt, isoliert ihn von seinen Standesgenossen. Er empfindet den Zustand der Gesellschaft, den Rausch, Chaos und Elend des Inflationsjahres 1923 als bedrohlich. Doch diese Bedrohung will er nicht mit dem Lebensgenuss wie viele Andere überdecken.

Den Denkanstoß dazu, die Lebensweise der Menschen um ihn zu überdenken (allerdings nicht kognitiv, sondern eher intuitiv, aufgrund einer ‚inneren Unruhe‘), gibt ihm das Auffinden des Psalmenverses: Wir bringen unsere Jahre zu wie ein

---

<sup>141</sup> ebd., S. 375

Geschwätz<sup>142</sup>. Orla erinnert sich den Psalm früher viele Male gelesen zu haben, über diesen Vers habe er aber bisher hinweggelesen, erst jetzt glaubt er darin eine wichtige Botschaft gefunden zu haben. Auf eine spezifische Weise wird hier gleich ein Dualismus zwischen dem Ich und der Außenwelt aufgestellt, die Bilder der deformierten, nach rein materiellen Werten strebenden Gesellschaft wechseln mit der kontemplierenden Gestalt Orlas, des „transzendentalen Obdachlosen“ (freie Paraphrasierung nach Lukács). Suchend nach einem neuen Sinn des Lebens, nach einem Neuanfang über die zerrüttete Zeit hinaus, treibt es den Protagonisten aus dem Haus hinaus, durch die Stadt und noch weiter. Das dämonisierende Bild der rauschenden Großstadt mit ihren Lichtreklamen, kreischenden Grammophonen und heiseren Stimmen trägt die Kennzeichen des Niedergangs und der Inflation.

Ein Priester deutet ihm den Psalm, der ihn bedrückt: *„Arbeiten soll man, arbeiten! Verstehen Sie? Nichts als arbeiten! Das heißt es.“*<sup>143</sup>, worauf Orla seine Lebenslustige Frau Gloria und seinen kleinen Sohn Joachim verlässt, um sich auf die Suche nach einem „einfachen Leben“ zu machen. Er lässt sich auf einer Insel, wo ihm die Stimmung der Landschaft sofort zusagt, nieder, legt seinen Adelsprädikat ‚von‘ ab und übernimmt die Arbeit als Fischer und Landschaftspfleger. Zurückgezogen aus der lauten Stadt schlägt er in dieser scheinbar heilen preußischen Welt, die in der Weimarer Republik ihren Charakter bewahrt hat, sein einfaches Leben auf, erfüllt von Arbeit, tiefer Freundschaft, Einklang mit Natur und der Bibel, auf der inneren Suche nach dem „Gesetz“, dem „Letzten“, nach dem frohen Herzen.

Mehrere Male dringt der Lärm der neuen Welt auf die stille Insel. Sei es in den Nachrichten, die verschiedene Durchreisenden und Gäste auf die Insel bringen, Joachim Orlas Erzählen über die Krankheit und Sucht seiner Mutter, der „Suchenden“<sup>144</sup>, die später todkrank auf die Insel kommt, oder die Reaktionen der Kritik auf Thomas Orlas zwei Bücher. Die wichtigste Konfrontation jedoch kommt jeweils in den Sommerferien mit Joachim Orla. Das Kind wird für den Leser eindeutig mit der Welt der Zukunft assoziiert. Den Anblick seines Sohns erfüllt den Vater aber „nicht nur [mit] Freude,

---

<sup>142</sup> Urspr. aus Psalm 90:9 (Luther 1912); Zugleich bietet sich hier der existenzphilosophische Konzept Kierkegaards an, welcher Geschwätz als Absenz der Einheit zwischen Sinn und Zeit versteht. Nach dieser verlorenen Einheit trachtet nämlich auch Thomas von Orla.

<sup>143</sup> Wiechert: Das einfache Leben (=EL), S. 28

<sup>144</sup> EL, S. 243

sondern auch Wachsamkeit.“<sup>145</sup> Joachim hat nämlich eine andere Vorstellung vom Inselleben, für ihn ist es vor allem ein Ferienabenteuer. Er gewinnt praktischen Nutzen aus den Aufenthalten, für seine spätere Laufbahn als Geschwaderchef nimmt er mit, was ihm vom Nutzen sein kann, zum Beispiel bringt ihm Bildermann bei, wie man Hütte baut für den Fall eines Schiffsbruchs. Der Sinn der neuen Arbeit und des neuen Lebens seines Vaters bleibt ihm jedoch verborgen. Der Entwicklung der neuen Generation sieht Orla zwar mit einer gewissen Unruhe, aber doch mit Hoffnung zu. Er „möchte gern, daß ihr weniger falsch macht als wir. [...] Es gäbe wenig Hoffnung, wenn ihr ebenso wäret wie wir.“<sup>146</sup> Die Dialektik der auf Gegensätzen aufgebauten Romanwelt Wiecherts wird durch diese Hoffnung auf bessere Zukunft mithin aufgehoben, ihre Gegensätzlichkeit wird aufgelöst.

## 6.1 Antagonistische Konstellationen

Wiechert konzipiert seine Romanwelt durchaus dialektisch, sie lässt sich in eine relativ kleine Zahl von Gegensatzpaaren aufschlüsseln, ganz nach dem Schema der neuromantischen Tradition der Heimatliteratur<sup>147</sup>. So stehen in einer starken Opposition Natur gegenüber der Stadt, das Alte vor dem Neuen, ein Individuum gegen die Masse der Gesellschaft. Diese Gegensatzpaare finden sich bereits in „Wälder und Menschen“, den Kindheitserinnerungen Ernst Wiecherts, und ziehen sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Mit dieser Dialektik schafft der Autor eine vergleichbar klare, durchsichtige Welt und ermöglicht somit eine eindeutige Wertung innerhalb dieses seinen Mikrokosmos.

Bereits die erste Szene des Romans, die einen stark expositorischen Charakter hat, führt uns diesen abstrakten Dualismus zwischen Natur und Zivilisation deutlich vor Augen: Wiechert schildert einen Abend im Leben des Protagonisten, bereits circa fünf Jahre nach dem verhängnisvollen Kriegseignis. Orla, nachdenklich und still in seinem Arbeitszimmer, umgeben von den Requisiten, die ihn und sein Bedenken schweigsam charakterisieren und zugleich auf die „alte, heile Welt“ hinweisen: Bücher, das „alte und

---

<sup>145</sup> EL, S. 111

<sup>146</sup> EL, S. 344

<sup>147</sup> Das Werk Wiecherts auf den Begriff der Heimatliteratur zu reduzieren, würde heißen, ihm die viel wichtigere Wirkung als Erzieher abzusprechen. Doch kann man nicht seine enge Bindung an seine masurische Heimat sowie Verwendung der für die Heimatliteratur so typischen Gegensatzpaare leugnen.

unansehnliche Buch“, in dem Orla liest – die Bibel, der riesige Globus,, die „wachsende Stille des Abends“, die Dämmerung und eintretende Dunkelheit. Dieses Inventar des Raumes beteiligt sich an der kontemplativen Stimmung, die durch den Eintritt Orlas Frau und das grelle Licht gestört wird. Mit dem Licht dringt in die stille alte Welt des Arbeitszimmer-Mikrokosmos der laute Makrokosmos der „neuen“, modernen Welt ein.

Die dämonisierte Stadt mit ihrem jagenden Verkehr und grell leuchtenden Lichtreklamen kontrastiert mit der Schilderung der – zwar nicht milden, aber doch berechenbaren – stillen Natur, in der eine feste Ordnung herrscht. Diese Ordnung artikuliert sich in dem Kreislauf, dem die Natur ständig unterliegt, dem anhaltenden Wechsel der Jahreszeiten, aber auch in dem Bild der ländlichen Glocke, die den Rhythmus des Lebens auf dem Lande bestimmt: *„Die Uhr über dem Gutshof des Schlosses, das Maß und die Regel für die Landschaft, schlägt noch immer durch Tag und Nacht, durch Jahreszeiten und Jahre. Mitunter denken die Menschen der Landschaft, es habe sich vieles verändert, aber die Achse des Seins ist die gleiche geblieben.“*<sup>148</sup>

Aufgrund der symbolträchtigen Tiefe, mit der der Dichter die Natur und die im Einklang mit der Natur lebenden Menschen schildert, und der Übereinstimmung der Natur und des jeweiligen Seelenzustandes, fand seinerzeit viele Bewunderer. Bleiben wir auf dieser dialektischen Ebene des Lesens, liegt es ziemlich nahe, warum Wiechert für einen Naturdichter gehalten wird. Die Naturnähe seiner Protagonisten, Schilderungen (scheinbarer) ländlicher Idyllen und Leben im Einklang mit der Natur sind oft die ersten ausgesprochenen Bezugspunkte, die in Verbindung mit Wiechert erwähnt werden. Und dies nicht zu unrecht. Der Dichter selbst, in einem kleinen Ort am Rande der endlosen masurischen Wälder aufgewachsen, reflektiert in seinem autobiographischen Werk „Wälder und Menschen“ über seine enge Bindung zur Natur. Wald und die Bibel – dies seien zwei Gegenstände, die ihn am stärksten geprägt hätten: *„Ich begann mit dem Wald und der Bibel, und damit werde ich wohl auch aufhören.“*<sup>149</sup>

Aufwertung der Natur und Naturlyrik ist wohl ein allgemeiner Zug der im Rahmen der inneren Emigration entstandenen Werke sowie der Heimatliteratur. Bei Wiechert aber ist die Natur kein Traum, kein Wunsch, sondern gelebte Wirklichkeit. Die

---

<sup>148</sup> EL, S. 346

<sup>149</sup> Wiechert: Ein Selbstporträt, S. 1

Indizien für diese These bieten sich bei der Lektüre der „Wälder und Menschen“. Bereits der Titel seiner Kindheitserinnerungen ist signifikant, denn es benennt ein zweites Bild, welches für den Dichter in seiner Jugend den prägenden Charakter hatte – den Wald als Inbegriff der reinen, unberührten Natur. Das Gefühl der Intimität zwischen Mensch und Natur – und besonders zwischen einem Kind und der Waldlandschaft – ist für Wiecherts Werk sowie Leben fundamental. Entsprechend gibt es bei der Forschungsliteratur eine Vielzahl von Abhandlungen über das Verhältnis des Dichters zur Landschaft Ostpreußens. Es wird sein Vermögen gepriesen, die wunderbare Natur zu schildern, die meisten dieser Abhandlungen sind für unsere Zwecke jedoch irrelevant, da sie mit den Texten Wiechert unkritisch umgehen und sich einzig auf die Schilderung des Naturreichs konzentrieren.

Aufgewachsen in der Isolation der Wälder Ostpreußens, umgeben von Bäumen und Tieren, empfand Ernst Wiechert eine tief mystische Affinität zu ihnen, lernte bewusst im aktiven Einklang mit dem überwältigenden Zyklus der Natur. Die Erfahrung der Natur mündet in die Überzeugung, dass nur in einer solchen Umgebung ein Kind harmonisch und friedlich aufwachsen kann: *„Ich komme aus einer großen Landschaft, die vieles an mir gebildet hat, und aus einer Einsamkeit, in der ein Mensch noch wachsen und werden kann.“*<sup>150</sup>

Vor dem Hintergrund seiner autobiographischen Werke ist es einleuchtend, warum der Autor die Ansicht vertrat, ein Mensch in der Stadt wäre um sein Geburtsrecht beraubt. Der Stadtmensch hat ein bedeutendes Stück seiner ökonomischen sowie geistigen Freiheit und Sicherheit verloren, er ist Objekt eines dem „Waldmenschen“ unbekannten Drucks.

Da ausschließlich umgeben von Natur „ein Mensch werden kann“, führt ein Stadtleben unausweichlich zum Verlust der Identität, zur Depersonalisierung. Er könne seine Integrität angesichts des Konformitätsdrucks der Stadt nicht beibehalten. Demzufolge ergibt sich aus dem Gegensatz zwischen Natur und Stadt auch der Antagonismus zwischen Individuum und Masse, und zwar mit derselben eindeutigen Wertung auf der Skala positiv-negativ: *„Noch heute sehe ich mich mit Sorge an, wie ich durch diese toten Jahre gehe. Lücken, die nie mehr zu schließen sind. Neigung zu Lärm,*

---

<sup>150</sup> JuZ, S. 426



zu Grausamkeit, zum Untergang in einer formlosen Masse.“<sup>151</sup> Aus der Geborgenheit der masurischen Wälder herausgerissen, seien die ersten „Flecken in [Wiecherts] Charakter erschienen“<sup>152</sup>.

Da die Stadt und die damit unzertrennbar zusammenhängende Masse für einen Menschen die unabdingbare Gefahr des Identitätsverlustes bedeutet, scheint es in den Intentionen seiner Zivilisationskritik nur folgerichtig, dass Wiechert nach seiner KZ-Erfahrung sich auch dichterisch in die Natur zurückgezogen hat. Der wunde Mensch Ernst Wiechert sucht die Geborgenheit der mütterlichen Erde, wo er wieder heilen kann. Der Rückzug ins einfache Leben ist somit neben einer nostalgischen Rückbesinnung auf die Kindheit Wiecherts Antwort auf die kranke Zeit, ein Licht für alle, die in der aus den Gelenken geratenen Zeit Zuspruch und Trost suchen. Dies entspricht der relativ breit vertretenen These, die „Märchenwelt“ (van Ingen: 1991) sei eine psychologische Notwendigkeit im Rahmen eines Heilsprozesses Ernst Wiecherts.

Der dialektische Aufbau des Romans scheint nun also dem Versuch zu entsprechen, eine Gegenwelt zu der gelebten NS-Realität aufzubauen. Durch die Gegenüberstellung dieser beiden Gegenbilder mag der Text „benutzbare Brüche“<sup>153</sup> herstellen, wie sie Frisch benennt. Doch die Frage nach der Wirksamkeit solcher Brüche bleibt unbeantwortet, denn das Widerspruchspotential wird teils ästhetisch wieder aufgehoben. So entsteht an diesem Punkt zugleich eine Diskussion darüber, ob Wiecherts Haltung resignativ ist oder trotz des gebrochenen Widerstandes der Autor doch seine Gegenhaltung beibehält.

## 6.2 Entsagende Vollendung

Mit der zukunftsorientierten Haltung des Protagonisten, welche die Tendenz des Romans aufweist, eben weil der Held durch seine aktive Annäherung, seine Tätigkeit eine eigene Welt aufbaut<sup>154</sup>, widerlegt der Autor die ihm vielfach vorgeworfene Kritik, sein Roman wäre resignativ. Diesen Vorwand seiner Zeitgenossen hat allerdings der Autor wohl vorweggenommen:

---

<sup>151</sup> Wiechert: Wälder und Menschen, S. 80

<sup>152</sup> ebd.

<sup>153</sup> Frisch (1946) : S. 543

<sup>154</sup> vgl. Schnell: Literarische innere Emigration; S. 86

*„Viele werden sagen, daß ich mich vor dem Leben und seiner Verantwortung flüchte und daß die Resignation, wie sie es nennen, einem Manne in meinem Alter nicht zusteht. Aber ich glaube nicht, daß derjenige flieht, der arbeitet, und ich glaube, daß Resignation eine erlaubte Haltung ist, wenn man ein paar Jahrzehnte lang mitgespielt und zugeesehen hat, [...] Die Menschen aber sind immer böse, wenn man nicht mitspielt, wie Trinker böse sind, wenn einer nüchtern bleibt.“<sup>155</sup>*

Der Weg, den Ernst Wiechert seinen Protagonisten gehen lässt, führt von der Zuflucht, die er auf der Insel findet, über Bewusst-Werde in der Arbeit und bewusstes Dienen zur aktiven Entsagung. Der Autor ersetzt soziale Kategorien, die ihm nicht zusagen und die er nie wirklich verstanden haben soll<sup>156</sup> – Klassen, Stände und Berufe werden bei ihm als Synonyme behandelt – mit einer Hinwendung zum Einzelmenschen und seiner Innerlichkeit. So weisen Thomas' Ziele zwei Komponenten auf. Die eine liegt im rationalen Bereich: Zu ihr kann man das Streben nach Einfachheit, innerer Ruhe und Erkenntnis durch Beobachten und Erkunden der Natur, durch Lesen, durch Forschung im Labor rechnen. Die andere Komponente liegt außerhalb des rational Erfassbaren: Zu ihr gehört das Streben nach dem „fröhlichen Herzen“, nach der „goldenen Krone“, und eine gewisse Abhängigkeit von dunklen Mächten und den unberechenbaren Kräften der Natur. Beide Zielbereiche können aber nur über den Weg der aktiven, gewollten, sich abgezwungenen Beschränkung, der Entsagung, des Gehorsams erreicht werden. *„Das Letzte, Kind, was man im Leben gewinnen kann, ist, nichts haben zu wollen.“<sup>157</sup>*

Alles loszuwerden, so steht es in dem Motto zum Roman, den Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse.<sup>158</sup> Alles loszuwerden ist nun auch die Absicht des Korvettenkapitäns Thomas Orla. Es ist der Weg, der ihn zu den genannten Zielen führen soll. Alles ablegen und sich auf den Eigenwert zurückbesinnen, frei von alldem, was sich auf die innere Wahrheit aufgetragen hatte. Dem äußeren Schein und materiellen Bedeutung des menschlichen Lebens setzt Wiechert eine innerliche Selbsterkundung und Eigenverantwortlichkeit entgegen. So ist es nur folgerichtig, dass Thomas Orla die vom Materiellen geprägte Welt verlässt, sich auf das „einfache Leben“ einlässt und sich in den

---

<sup>155</sup> EL, S. 279

<sup>156</sup> vgl. Hattwig, S. 142

<sup>157</sup> EL, S. 113f

<sup>158</sup> Die Auswahl des Mottos (sowie der orientalische Topos in „Der weiße Büffel“) mutet an, es könnte sich auch bei Wiechert um die zeitgenössische Faszination durch Ostasien handeln, wie man es bei den Autoren wie Alfred Döblin, Hermann Hesse oder Hermann Kasack kennt. Doch weitere Bestätigungen für diese These sind in dem Werk oder Biographien nicht zu finden.

einfachen Verhältnissen der körperlichen Arbeit widmet. Der lauten, verlogenen und gewaltigen Welt setzt er eine innere, einfache, aber dafür wahre Welt entgegen. Dieser über das Materielle hinweg deutende Gestus resultiert in eine Entsagungsideologie, die sich später in „Die Jeromin-Kinder“ noch konzentrierter in dem Konzept der „entsagenden Vollendung“ artikuliert.

Während Vasudeva in „Der weiße Büffel“ und später Ehrenreich Jeromin in „Die Jeromin-Kinder“ mit der Philosophie einen Dienst am Menschen annehmen und ihre Philosophie des Verzichts nach außen gerichtet ist und in eine Selbstvergessenheit resultiert, bleibt Thomas Orla scheinbar auf dem halben Weg, nämlich suchend nach seiner Inneren Wahrheit. Während Vasudeva in „Der weiße Büffel“ den Weg des aktiven Widerstands eintritt, öffnet sich Orla in „Das einfache Leben“ der Weg der aktiven Entsagung. Die beiden Helden metamorphosieren von dem von sich eingenommenen Individuum zum verzichtenden, opferbereiten Menschen. Jons Ehrenreich Jeromin geht auf diesem Weg noch ein Stück weiter, wenn er seinen Ehrgeiz unterdrückt zugunsten des Dienstes am Mitmenschen.

Die einfachen äußeren Umstände und menschlichen Beziehungen, situiert in eine ländliche Idylle, werden bei Thomas Orla zu aktiver Entsagung und Einsamkeit gesteigert im Sinne von harter Arbeit. Er lebt nicht eine Idylle, einen Traum, sondern strebt ein Ziel an. Nicht der Druck von außen, sondern der selbstgewählte Entschluss ermöglicht Orla diese spezifisch innerliche Lebensweise, frei von allem unechten, uneigentlichen. Als er den Adelstitel und Offiziersrang bei der Ankunft ablegt, sich dem Ruhm und der Anerkennung anlässlich der Herausgabe seiner schriftlichen Abhandlungen enthält, schließt sich der befreite Mensch einer innerlichen Selbsterkundung und Eigenverantwortlichkeit auf.

Der Weg der aktiven Entsagung, „eins mit dem Alldurchdringenden“ werden, wie es in dem Motto steht, nimmt die Suche Thomas von Orlas vorweg. Der Mensch solle alles ablegen, kein Besitz haben, sondern lediglich Arbeit, Armut und Zeit<sup>159</sup>, „so Leibes und Geistes ledig werden“, so das Motto, um „das Letzte“ zu erkennen. Freilich weicht das Vokabular Orlas/Wiecherts von dem Leitwort ab. Nicht Glück ist das, was er sucht,

---

<sup>159</sup> EL, S. 320

Glück sei nichts als Täuschung, Glück verwelkt. Das Letzte habe keinen Namen mehr<sup>160</sup>, hütet sich Orla/Wiechert vor jeglicher Zuordnung seines Ziels. Der Rückzug in die Stille der einfachen Verhältnisse ermöglicht dem Protagonisten, sich auf den Eigenwert zu besinnen.

Zwar ist es immer etwas gefährlich biographische Daten eines Schriftstellers in die Interpretation seiner Werke einzubeziehen und den Protagonisten mit dem Schriftsteller zu identifizieren, so naheliegend und plausibel es auch scheint. Diese Herangehensweise sei an dieser Stelle mit den Worten Wiecherts selbst gerechtfertigt oder zumindest entschuldigt: „*Es war ‚mein‘ Buch. [...] Mit ihm baute ich noch einmal eine Welt auf, nachdem die irdische mir zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war, [...] eine wahre Welt.*“<sup>161</sup>

Diese etwas gewagte Vorgehensweise findet ihre Unterstützung in der Abhandlung Ralf Schnells zur Literatur in der Zeit des Faschismus. Dieser bemerkt nämlich ausdrücklich, die Erscheinungen der politisch-gesellschaftlichen und ästhetischen Äußerungen in dieser Zeit ließen sich nicht voneinander trennen. In vielen Diskussionen um das Phänomen der Inneren Emigration wird die Tatsache übersehen, dass der Begriff nicht in erster Reihe ein literaturgeschichtliches und ästhetisches Phänomen benennt, sondern ein politisch-gesellschaftliches. Vor allem sei es ein soziales Verhalten, eine gesellschaftliche Disposition gewesen, in der eine spezifische Reaktion auf den faschistischen Führerstaat und seine Strategie der Gleichschaltung zum Ausdruck kam. Ausgangspunkt jeder Beurteilung gesellschaftlichen Verhaltens müsse also immer die alltägliche politische Wirklichkeit im Dritten Reich sein (vgl. Schnell: Dichtung in finsternen Zeiten, S. 121). Wo auch Wiecherts Stellung zu politischen Angelegenheiten sich als umstritten erweist, bleibt er auch in der faschistischen Bewährung das, was er in erster Reihe war – ein bürgerlicher Intellektueller, der seinen Auftrag letzten Endes nicht im Sinne eines politischen Engagement versteht. Wenn der Dichter sein Statement in seiner geradlinigen Haltung abgibt, dann weniger um das politische Machtschema in Deutschland zu verändern, sondern um das gefährdete Menschenbild zu retten und „der Barbarei die Idee der Humanitas gegenüberzustellen“ (Reiner: Ernst-Wiechert-

---

<sup>160</sup> EL, S. 331

<sup>161</sup> JuZ, S. 375

Bibliographie, S. 14; ähnlich auch Ehrke-Rotermund: 1999, S. 39) Es gibt kein angemessenes Verstehen nonkonformer oder oppositioneller Botschaften im Dritten Reich ohne Kenntnisse über die Person ihres Urhebers, speziell über seine weltanschauliche und politische Position und deren Entwicklung sowie seine Beziehungen zum Nationalsozialismus.

Nach seiner Entlassung aus Buchenwald scheint Wiecherts ‚Welt‘ zusammenzuberechnen. All jene Werte, auf die er als Mensch und Dichter vertraute, an welche er glaubte die entgleiste Menschheit erinnern zu müssen, schienen zerstört und zerstampft zu sein. Sein Glaube an den Menschen wurde zertrümmert und sein Vertrauen auf eine Ordnung musste erst wieder mühsam hergestellt werden. Der Akt der Flucht aus dem existierenden Reich der Gewalt in ein Traumreich des einfachen Lebens und einer innerlichen Selbsterfahrung ist somit kein allgemeingültiger Vorschlag zur Handlung bzw. zum Nicht-Handeln, wie es Hattwig (1984) verstanden haben will, sondern eine Heilungsstrategie. Etwas merkwürdig ist die Tatsache, dass Jörg Hattwig zu dieser Schlussfolgerung anhand sehr ähnlicher Argumente gelangt, wie sie in dieser Arbeit angedeutet sind. Hattwigs Kritik an Wiechert, dessen Ideologie keinen persönlichen Einsatz verlange, kein Risiko beinhalte und daher für den Staat wie auch für einen politischen Widerstand in ihrer Unverbindlichkeit folgenlos bleibe (Hattwig: 1984, S. 161), kontrastiert mit der Konstatierung, der Autor hätte mit seinen Münchener Reden und seiner gesamten Lebenshaltung eine deutliche Kritik geäußert, indem „der Politik der Stärke und Gewalt die Strategie der Geduld als positive Kraft entgegengehalten [wird]“ (Hattwig: 1984, S. 160). Angesichts des Lebenslaufs Wiecherts entpuppt sich diese kritische Beurteilung als kaum nachvollziehbar.

Genauso wenig kann die Rede von einer resignierenden Haltung sein. Zwar zieht sich Ernst Wiechert nach der KZ-Erfahrung zurück, auf „Das einfache Leben“ folgt das siebenjährige Schweigen, doch diese Wendung von kritischen Auseinandersetzungen mit dem Gewaltregime zum defensiven Rückzug könnte doch angesichts der überstandenen Greuel wohl legitim sein. Dies stimmt auch mit der „Ideologie“ überein, wie Wiechert sie in dem Roman postuliert, wenn er seinen Protagonisten in einem Gespräch mit Marianne, die für zwei Jahre von der Insel ‚in die Welt‘ soll, aussagen lässt:

*„Auf einer Insel darf man sich erst einrichten, wenn man weiß, was die Welt ist.‘*

*„Muß man es wissen?‘*

*„Ja, das muß man.“<sup>162</sup>*

Der zeitgeschichtliche Hintergrund der Genese des Einfachen Lebens sowie der historisch-reale Hintergrund der Handlung, die Welt da draußen, Thomas‘ ständige Reflexionen und die Komplexität der Problematik der Schuld, der Entsagung sowie des Versagens entkräften Hattwigs These, die von Wiechert vertretene Haltung verlange keinen persönlichen Einsatz und stelle für den Einzelnen kein Risiko dar.

Diese Position vertritt auch Neuwinger<sup>163</sup>. Trotz gewisser formaler Tendenzen hin zur Idylle, die Neuwinger beschreibt, wie Beschränkung, Abgeschlossenheit, Naturnähe und Behaglichkeit, sei der Roman als politisch harte, wirksame Literatur zu verstehen. Wiechert sucht mit den dichterischen Mitteln der Sprache zu mahnen und an Menschlichkeit in einem unmenschlichen System unter Zensur und Bewachung zu appellieren. Er versucht, eine humane Welt wiederherzustellen.

Das Widerspruchspotenzial, nicht nur eine eskapistische Tendenz, sondern auch eine konstituierende weist der Text auf, indem der Autor mit seiner Hilfe eine alternative ‚bessere Welt‘ erbaut:

*„Hier war die Gefahr vom Herzen her. Nicht der Tadel des Bestehenden, der Spott, die Verächtlichmachung. Sondern nichts als das schweigende Aufstellen des Gegenbildes, der Gegenwelt, und die Zeit konnte entscheiden, wohin die sich wenden wollte, ob zu ihrer befohlenen Welt oder zu dieser erträumten.“<sup>164</sup>*

An dieser Stelle kann behauptet werden, dass Wiechert sich in „Das einfache Leben“ einer Strategie zur Überwindung der Wirklichkeit bedient, die für Autoren der Inneren Emigration geradezu typisch ist.

---

<sup>162</sup> EL, S. 226

<sup>163</sup> Neuwinger: Ernst Wiecherts Roman „Das einfache Leben“ – eine „ländliche Idylle“? In: *Zuspruch und Tröstung*, Frankfurt/M 1999

<sup>164</sup> JuZ, S. 376

### 6.3 Eskapistische Strategie der Verinnerlichung

Mit dem Versuch, in „Das einfache Leben“ einen Weg zum Bau einer neuen, individuellen Welt zu weisen, nimmt Wiechert also eine oppositionell geprägte literarische Form auf, die mit ihrer Konstruktion eines für den Totalitätsanspruch und Gleichschaltungsstrategie des Regimes gefährlichen Individuums notwendig auf Widerspruch stoßen musste. Aus der Gegenüberstellung der Masse und eines Individuums ergibt sich die – wenn auch etwas umstrittene – Zivilisationskritik, sein Interesse gilt folgerichtig dem Individuum und seiner Innerlichkeit.

Weitere Werke Wiecherts lassen vermuten, dass die eskapistische Wendung hin zur Innerlichkeit keine Endstation darstellen sollte, sondern vielmehr eine Übergangsstufe auf dem Weg zu einer Welt, in der die humanistischen Prinzipien, so wie Wiechert sie bereits in „Das einfache Leben“ vertritt, werden gänzlich zur Geltung kommen können. Bis dahin heißt es abzuwarten: „Wir sind nicht die einzigen, [...] die still sind und arbeiten. Einmal werden sie sich zusammenfinden.“ Dass der Autor kaum zum deutschen Widerstand gerechnet werden kann, steht außer allem Zweifel, obwohl wir heute kaum noch nachvollziehen können, welche eine Gefahr seine zwei Münchener Reden für ihren Sprecher mit sich brachten. Der Dichter, dem doch die hohen menschlichen Werte so bedeutend sind, verzichtet nicht darauf, die Welt zu bewegen – wenn auch nur in seinem kleinen Umkreis.

*„Las er, was draußen im Volke geschah, Törichtes, Schmerzliches und wohl auch Schmachliches, so hob sich über alle Bitterkeit immer das Gesicht des Pfarrers auf und was er von der Arbeit gesprochen hatte, und er bedachte, daß bei reiferer Erkenntnis dem Menschen wohl nicht mehr gegeben sei, als in dem kleinen Umkreis seines Lebens das Rechte zu tun und zwei oder drei Menschen bei der Hand zu nehmen und sie zusehen zu lassen, wie man es tue.“<sup>165</sup>*

So sieht man, dass der aggressive Gestus des „Totenwolfs“ durch einen defensiven ersetzt wurde. Nun scheint es jedoch, dass die Defensive keine Endstation darstellen sollte, sondern dass wir es hier wiederum mit einer Bewältigungsstrategie zu tun haben. Denn mit Thomas von Orla wird erneut das Konzept der Selbstlosigkeit eingeführt, der später zum Beispiel in „Die Jeromin-Kinder“ weiter entwickelt wird. So

---

<sup>165</sup> EL, S. 120

zieht sich der Held in einen kleinen Menschenkreis – Orla wird ein Fischer, Jons Jeromin wird ein Dorfarzt – zurück, um etwas bewegen zu können.

Die gegen den Roman von der NS-Zensur vorgebrachten Einwände waren erheblich, er sei „ein typisches Zeugnis seiner uns durch zahlreiche Proben wohlbekannten Geisteshaltung“<sup>166</sup>. Man schätzt seine künstlerische Gestaltung des bodenständigen, landschaftsgebundenen Lebens – die Züge also, denen zugrunde Wiechert öfters für Wegbereiter der nazistischen Blut-und-Boden-Literatur gehalten wird. Zugleich wird aber das Ich-Erleben als Maßstab für seine Weltschau beanstandet:

*„Wo finden wir in irgendeinem dieser Menschen die Wirklichkeit des Lebens, wo etwas Aufbauendes und einen Blick in die Helle unseres Daseins? Alle Gestalten W.s sind von Gedanken überlastet, innerlich zergrübelt und von schwerem Leid gequält. Sie passen nicht zu uns, sie leben deshalb auch gleichsam naturnotwendig in der Zurückgezogenheit ostpreußischer Wälder, wo sie ihre angekränkelte Art pflegen können, ohne daß ihnen das dort übelgenommen würde. Sie sind und bleiben Abseitige ihr Leben lang. Die Überbetonung des christlichen Momentes, z.B. das häufige Zitieren von Bibelstellen, die dann zur Richtschnur allen Handelns werden, ist ein deutliches Zeichen für eine ganz andere Welt, in der diese Menschen leben. Es ist keine Welt einer gesunden Innerlichkeit, die man bejahen kann, sondern eine Welt mit so vielen direktkrankhaft anmutenden Zügen, daß man sie nur mit Nachdruck ablehnen kann. Darüber vermag auch die Schilderung der Menschen und der ostpreußisch-masurischen Landschaft nicht hinwegzutäuschen, die überaus plastisch und eindrucksvoll ist und eine dichterische Höhe erreicht wie kaum in einem anderen Bücher Wiecherts.*

*Der Roman kann nicht empfohlen werden.“<sup>167</sup>*

Wiechert schafft in dem Werk ein problematisches Individuum, das auf der Suche nach verloren gegangenen ethischen Werten in Konflikt mit der Gesellschaft lebt und ihre Regeln in der Opposition mit einem transzendentalen „inneren Gesetz“ in Frage stellt. Dass der Roman dennoch herauskam, ist nach Wiechert auf einen – für die Nationalsozialisten – „verhängnisvollen Irrtum“ (vgl. JuZ, S. 376; Hattwig: 1984, S. 162) zurückzuführen. Nachdem das Propagandaministerium ein positives Gutachten erhalten und den Druck genehmigt hatte, sei es für das negative Urteil aus dem Hauptamt

---

<sup>166</sup> Lektoren-Brief 6 zum Roman „Das einfache Leben“, 1939; zitiert nach: Reiner: EWB 2; S. 154

<sup>167</sup> Lektoren-Brief 1939; zitiert nach Reiner: Ernst-Wiechert-Biographie 2, S. 157



Rosenberg zu spät gewesen (JuZ, ebd.). Jean Améry ist jedoch anderer Ansicht: Er meint, dass „die Herren um Goebbels beträchtlich klüger [waren]: sie wußten, daß die Literatur, wenn sie sich nicht gerade ausdrücklich gegen das Regime richtet, eine harmlose Sache ist und daß man es nicht nötig hat, den Geist zu zwingen, sich dafür auszusprechen.“<sup>168</sup> Die Nationalsozialisten suchten den Einfluss von Wiecherts Werken im Allgemeinen nicht durch Verbote, sondern durch negative Gutachten in Grenzen zu halten. Sie zwangen die Presse zu übereinstimmender Ablehnung bzw. Nichtbeachtung des Autors und seines Werks.

Nach Chattelier (1973) wurde der Roman „Das einfache Leben“ lediglich in vier Zeitschriften rezensiert, welche darüber hinaus in ihrer Wertung sehr zurückhaltend waren und die dem Werk immanenten Thesen entschärften. Als Beispiel sei hier eine der angeführten Rezensionen aus „Die Literatur“ genannt (Autor nicht bekannt, zitiert nach Chattelier 1973, S. 182): Der Rezensent entschärft Wiecherts eigentliche Botschaft, indem er den Protagonisten seinen Anspruch auf Vorbildlichkeit nimmt und ihm seinen proaktiven Sohn gegenüberstellt: „Und ist es nicht vielleicht ein Glück, daß dem Sohn und seiner Generation Blässe weniger anhaftet als der vorangehenden? Wer will entscheiden, welche die bessere ist? Thomas von Orla weiß, was seine Generation hemmt und ihr das Handeln erschwert: die Fülle des Wissens, das Übermaß des Verstehend. Er fühlt sich als niemandes Vorbild und fordert nicht von anderen.“

So kann man behaupten, dass der Roman doch weniger unproblematisch ist, als es die Rezensenten verstanden haben wollten. Die Zurückhaltung der Zeitstimmen scheint Amérys These zu bestätigen, dass dem Autor und seinem Werk keine unnötige Publizität verschaffen werden sollte, die Rezensenten sollte nicht unnötig Aufruhr erheben. Wiecherts Roman scheint demzufolge ein Widerspruchspotential inne zu haben; bei der Bewertung dessen, ob er etwas zu bewegen vermag, scheiden sich die Geister.

Das Meinungsspektrum öffnet sich in der Forschungsliteratur in voller Breite vor uns. Es reicht von Verehrung, Würdigung, über Indifferenz bis hin zu Vorwürfen und sogar offensiven Anklagen. Wiecherts Verfechter schätzen vor allem dessen Tapferkeit (Ebeling, Fries, Jetter), die Integrität seiner Haltung (Delabar), und sind überzeugt, dass er in „Das einfache Leben“ trotz der „defensiven Formeln“ (Delabar: 1996, S. 114) doch das Exempel, das er vorführen will, durchscheinen lässt und die Probleme der Zeit

---

<sup>168</sup> Jean Améry: Bücher aus der Jugend unseres Jahrhundert. Stuttgart 1981, S. 44

dichterisch benennt. Für Boag (1987) ist „Das einfache Leben“ „of all his works the most positive in its advocacy of the superiority of the good life. [...] It was Wiechert's answer to the sickness of the age, a guiding light to mankind lost in the gloom of despair.“ (Boag: 1987, S. 26f.) Den Verfechtern ist gemeinsam, dass sie die Wirkung, welche Wiecherts Werk haben mochte oder diese bezweckte, kaum in Frage stellen. Sie wollen nicht darüber richten, ob sein Schaffen praktischen Nutzen brachte. Plesske (1988) würdigt jedoch die Bedeutung der dichterischen – und moralischen - Leistung des Dichters: So bedeutungsvoll Wiecherts politische Aktivitäten in den dreißiger und vierziger Jahren seien, stellen sie nach Plesske nicht seine eigentliche und bleibende Lebensleistungen als Dichter dar. In der Forschungsliteratur stellt die Überzeugung eine vereinzelte Ausnahme dar. Gewöhnlich suchen nämlich die Autoren in Wiecherts Werken nach Bestätigung für dessen öffentlichen Widerstand, stellen jedoch des öfteren fest, die Romane enthielten „wenig Sprengstoff“ (Chattelier: 1973, S. 179).

Eine einzigartige methodische Vorgehensweise in der Kritik-Landschaft stellt die Abhandlung Anette Schmollingers (1999) dar. Sie beschäftigt sich mit dem gewöhnlichen Vorwurf gegen den Autor, sein Roman sowie seine Haltung im Dritten Reich seien resignativ, und sie implementiert den Begriff des Gehäuses von Karl Jasper in das Bild, welches Wiecherts Roman liefert. Schmollinger sieht ein, dass das Leben im Dritten Reich als tägliche Grenzsituation erfahren wurde, da die eigene Existenz fragmentiert wurde. Man ist auf der Suche nach möglichen Strategien, um das Gewicht des Konflikts in dieser Grenzsituation aufzufangen. So setzt sie auf Wiecherts „Das einfache Leben“ als Maßstab den Begriff des „Gehäuses“ Karl Jaspers. Nach Jaspers ist der Mensch nicht in der Lage, der permanenten Konfrontation mit einer Grenzsituation standzuhalten. So entwickelt er Mechanismen, die es ihm ermöglichen, diese Konfrontation entweder ganz zu vermeiden, oder aber ihr gegenüber von einem sicheren Boden auszurückgreifen zu können. Der Sinn dieses Vorgehens besteht darin, der Grenzsituation zu entfliehen oder sie zu bestehen und nicht in das existenzielle Nichts zu geraten. Diesen Vorgang bezeichnet Jaspers als „Gehäuse“ – es ist der Schutz des Menschen vor dem Unfassbaren, das in der Grenzsituation aufkommt und dessen ständigem Ausgesetztsein der Mensch nicht gewachsen ist. Das rückt doch die Strategie der Verinnerlichung Thomas von Orlas und seine Flucht ins einfache Leben in ein ganz anderes Licht. So gewinnt die Abwendung des Protagonisten von seinem bisherigen Leben eine neue Dimension und lässt sich nicht als Flucht beschreiben, da sie eben nicht nur Rückzug, sondern vielmehr

eine elementare Umorientierung ist. Es wird hier nicht nur eine Gegenwelt zu bestehenden Verhältnissen entworfen, sondern ein Weg in ein neues, besseres Leben aufgezeigt. Wenn wir also Schmollingers Methode auf „Das einfache Leben“ anwenden, artikuliert sich in der Verinnerlichung kein politischer und gesellschaftlicher Eskapismus, wie es andere Autoren (Franke, Niven, Herd, Chick) sehen wollen, der destruktiv mit der Wirklichkeit umgeht, sondern eine Rückbesinnung und Konzentration auf das Individuum und die sich daraus ergebende Stärkung des Ich als Gegenpol zur Masse, also ein konstruktiver Weg, wie man mit der lärmenden und berauschenden Welt fertig werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es unmöglich, die „kritischen“ Worte Franz Schonauers (1961) nachzuvollziehen, Wiecherts Flucht in „unfruchtbare Innerlichkeit“, die „Produktion schöner Gefühle, in die der Leser jederzeit einschlüpfen kann“ (S. 131), seien das „Symptom der intellektuellen Verdummung“ schlechthin (S. 133).

Wenn schon ein Vorwurf an die in dem Roman vorgestellte Haltung gerichtet und in Erwägung gezogen werden sollte, dann ist es die Frage, ob das dem Werk immanente Widerspruchspotential nicht durch Ästhetisierung des einfachen Lebens aufgehoben ist. Nicht wirtschaftliche Lage und Politik werden der Kritik unterzogen, nicht eine politische Bekämpfung des Regimes ist das Ziel, sondern Überhöhung der humanen und kulturellen Werte, die von den Nationalsozialisten zertreten wurden. Mit der Anklage der mysteriösen Mächte und Ästhetisierung wird das Widerspruchspotential entschärft.

Aus der antagonistischen Konstellation des Romans ergibt sich eindeutig die Ansicht, dass die fortschreitende Zivilisation die Wurzel allen Übels sei. Ernst Wiechert gibt diese seine Position niemals auf und von diesem Konzept her ist es demnach schwer, eine Idee zur Bekämpfung zu entwerfen und sie in Realität umzusetzen. Das Grelle und Neue der Zeit ist auch in „Das einfache Leben“ stark präsent. Wiechert karikiert nicht, er schildert aus der Perspektive Orlas die entgegengesetzten Alternativen. Gerade deshalb und weil er nicht das Entstehende getadelt, verspottet oder verächtlich gemacht, sondern schweigend ein Gegenbild zur bestehenden Zeit aufgestellt hatte, konnten die Leser „entscheiden, wohin sie sich wenden wollte[n], ob zu ihrer befohlenen Welt oder zu dieser erträumten“ (JuZ, S. 376).

## 7. „Und dann folgte das siebenjährige Schweigen.“<sup>169</sup>

Der bis heute am besten bekannten gebliebene Roman Ernst Wiecherts „Das einfache Leben“ wurde 1939 sofort nach der Herausgabe ein Bestseller. Mit seiner Äußerung über „das siebenjährige Schweigen“ suggeriert der Autor, dass ihn die Nationalsozialisten mundtot gemacht hätten und ihm jegliche Veröffentlichung unmöglich wäre. Guido Reiner unternimmt in diesem Sinne eine geradezu akribische Untersuchung aller erreichbaren Zeitdokumente und kommt zu dem Schluss, dass die Vorstellung Wiecherts über seine ständige Überwachung von Seiten der geheimen staatlichen Organe wohl kaum den Tatsachen entspricht (vgl. Reiner: EWB 2, S. 131). Obwohl nach dem Erscheinen von „Das einfache Leben“, dessen umstrittene Umstände bereits oben erwähnt wurden, keine neuen Werke Wiecherts gedruckt werden konnten, umso weniger dann der ein Jahr später verfasste KZ-Bericht „Der Totenwald“, wurde der Dichter im Dritten Reich weiterhin als „geduldeter Autor“ betrachtet (vgl. Reiner: EWB 2, S. 160) und seine alten Bücher erschienen in immer neuen Auflagen.

In seiner späteren Betrachtung in „Jahre und Zeiten“ gibt der Autor an, er sei für ihn an der Zeit gewesen, sich – ähnlich wie seine Identifikationsfigur Thomas von Orla – zurückzuziehen. Er beginnt mit der Niederschrift von „Der Totenwald“, dem fiktionalisierten Bericht über seinen Aufenthalt in dem Lager Buchenwald, den er bewusst für die nachfolgende Zeit konzipiert:

*„Ich habe nicht auszuruhen oder zu trauern, sondern zu schreiben. Ich schriebe für eine im Verborgenen liegende Zeit, aber alles Geschriebene kann warten. Es ist aufgezeichnet, und wenn die Bomben oder die Geheime Staatspolizei es nicht vernichten, so wird es dauern, bis es zu erscheinen und da zu sein hat.“<sup>170</sup>*

Das Manuskript wird nachts im Garten seines Hauses vergraben und wird später in den ersten Nachkriegsstunden tatsächlich eine bedeutende Rolle spielen, nämlich als Zeugnis der mutigen Haltung vieler Deutschen. Wiechert engagiert sich in dem Streit um die „große Kontroverse“ zwischen den Exil-Schriftstellern und den Inneren Emigranten,

---

<sup>169</sup> JuZ, S. 377

<sup>170</sup> JuZ, S. 383

indem er die Behauptung zu entkräften versucht, die „Inneren Emigranten“ haben an jegliche Kritik des Regimes und jeglichen Widerstand verzichtet, spricht noch einige Male öffentlich über seine Erfahrungen mit dem Nazi-Regime und nimmt dann 1946 seinen „Abschied von der Zeit“ und zieht sich enttäuscht von der Entwicklung in Deutschland aus dem öffentlichen Leben zurück. Nun scheint der Werdegang des Dichters Ernst Wiechert tatsächlich vollendet zu sein.

Mit „Das einfache Leben“ hat Ernst Wiechert endlich den Ton erreicht, den er bis zu seinem Tode beibehält. Seine „Innerlichkeitsideologie“ äußert sich sehr stark zum Beispiel in seinen späten Romanen wie „Die Jeromin-Kinder“ oder „Missa sine nomine“. Bei der Analyse seiner Werke muss aus zweierlei Gründen auch das Leben Ernst Wiecherts in Betracht gezogen werden. Einerseits angesichts der Zeit, welche mit ihrem Totalitätsanspruch alle Bereiche des menschlichen Lebens für sich beanspruchte. Noch weniger aber kann man Leben und Kunst bei diesem Dichter voneinander trennen, bei dem sich seine Lebenshaltung in seinen Büchern äußert. Wie anhand der Romane „Der Totenwolf“ und „Das einfache Leben“ gezeigt, fließen in das Werk Wiecherts sehr stark seine Lebensumstände ein. Ebenso vermischen sich in seinen „politischen“ Reden und Äußerungen Elemente seiner persönlichen Haltung sowie fiktionale dichterische Texte. Die Autobiographie „Jahre und Zeiten“ rundet das gesamte Werk des Dichters insofern ab, dass sie das Zusammenfließen der fiktionalen und autobiographischen Texte bestätigt. Auch weisen die Reden stilistisch oder in der Motivik keinen Unterschied zu anderen Schriften Ernst Wiecherts auf. Dies sei eine nachträgliche Rechtfertigung dafür, dass in der vorliegenden Arbeit oft Textstellen aus Romanen, politischen Reden und zugleich der Autobiographie eng nebeneinander zitiert werden.

Die Opposition Wiecherts gegen das Dritte Reich erfolgte nicht aus politischen, sondern vielmehr aus humanistischen und moralischen Gründen und manifestierte sich in seinem Leben noch eindeutiger als in seinen Werken. Die politischen Kategorien ersetzt er durch moralische Begriffe. Wiecherts Ethik ist zwar stark christlich geprägt, doch bleibt betont nicht-christlich, grenzt fast an einer Naturfrömmigkeit. Seine Kritik ist als antifaschistisch in dem Sinne zu bezeichnen, dass sie eine Gegenposition zu der bestehenden Ordnung aufstellt.

Kennzeichnend für Wiechert ist das Zurückgreifen auf Eindrücke aus seiner Kindheit, insbesondere auf Motive und Erfahrungen, bei denen den bestimmenden Faktor die ostpreußische Landschaft und ihre Menschen ausmachen. Die Gegend seiner Herkunft ist für den Dichter ein Symbol für ein Leben im Einklang mit der Natur und in innerer Ruhe, und spiegelt sich als solche in seinem Werk. An diese Kindheitserfahrung der Geborgenheit stützt sich der Wahrheitsanspruch des Dichters.

Der dialektischen Struktur der Werke liegt eine Opposition zwischen Natur und Stadt zugrunde. Ein erfülltes Leben sei nur im Kreislauf der Natur möglich, das sich von dem natürlichen Zustand losgelöste Stadtleben führe zu einem unechten, uneigentlichen Leben. Diese Wald-Stadt-Opposition wird dann weiterentwickelt zum semantischen Gegensatzpaar laut-leise. Das Stille ist ein Attribut des Lebens im Einklang mit der Natur, mit dem Ursprünglichen im weitesten Sinne, und dementsprechend auch eines in sich ruhenden, bescheidenen, demütigen Menschen. Analog ist das Laute dann mit all jenem verbunden, was den Menschen von dem wahren Menschentum, von einem unverdorbenen Verhältnis zum Leben trennt. Beurteilt werden die beiden Welten anhand eines Vokabulars, das sich konstant durch sein Werk ziehen. Es sind Begriffe aus der Alltagssprache, denen er jedoch eine besondere Bedeutung zumisst: die Welt, die Zeit, die Stille, das Gesetz.

Der letztere Begriff, nämlich „das innere Gesetz“, spielt auf dem Weg des Dichters eine zentrale Rolle. Entgegen dem Totalitätsanspruch und Vermassung der Kunst im Dritten Reich stellt der Autor als Maßstab aller Dinge die eigene Individualität eines jeden Menschen. Er vermittelt literarisch eine Rückbindung an die Allgewalt dessen, was bei Wiechert „das Gesetz“ heißt. Damit ist nicht eine rechtliche Vorschrift oder ein christliches Gesetz gemeint, sondern vielmehr ein Ordnungsprinzip der metaphysischen Mächte, eine dem Menschen übergeordnete höhere Gewalt. Es ist ein über dem Menschen stehendes Normensystem im Sinne der *unio mystica*. Diese spielt eine bedeutende Rolle für die Wertung innerhalb des von Wiechert entworfenen Dualismus. Erst durch Wertung nämlich bekommt das Zwei-Welten-Modell ein kritisches Potential. Dadurch, dass Wiechert ein Gegenmodell zu der nationalsozialistischen Gegenwart entwirft, eine Alternative aufstellt, und diese zwei Welten miteinander konfrontiert, indem er zugleich ein eindeutiges Wertungsmaßstab liefert, werden seine Werke kritikfähig.

Kritik auszuüben ist die Aufgabe oder gar Pflicht eines Dichters, des „stillen Mahner in einer lauten Welt“<sup>171</sup>. Ein Dichter – im Vergleich zum Schriftsteller, dem bloßen Handwerker des Wortes – soll ein Licht, die Hoffnung für die Menschheit tragen, „das Gewissen eines verstörten Volkes“ sein, und dieser Sendung glaubt Ernst Wiechert tatsächlich nachgekommen zu sein<sup>172</sup>. Im Rückblick des Jahres 1946, als er sich mit der Schuldfrage beschäftigt, leugnet er jedoch keineswegs, dass auch er an dem Geschehenen einen Teil der Schuld trägt: „*Auch ich hatte mich beteiligt.*“<sup>173</sup>

Tatsächlich umschrieb der Autor auf seinem schöpferischen Wege einen großen Bogen: von der Schollen-Motivik und verwundetem Kriegertum genas er, stellte sein Humanitätsideal auf und kritisierte anhand dessen die damaligen Zustände. Sein Widerstand wurde jedoch spätestens in Buchenwald gebrochen und er fand aus seiner Innerlichkeit, wie Thomas Orla abseits der Gesellschaft, nicht mehr heraus. Die Forschungsliteratur über Ernst Wiechert beschäftigt sich fast ausschließlich mit Teilaspekten seines Werks, lediglich zwei Arbeiten – nämlich die von Boag (1987) und Hattwig (1984) – unternehmen den Versuch, die Widersprüchlichkeit zwischen dem Früh- und Spätwerk des Autors zu erklären und verfolgen seine Entwicklung. Doch ihre Fragestellung lautet anders, sie ist nämlich politisch ausgerichtet. Sie suggeriert, dass der Autor in seinen jungen Jahren wenn nicht nationalsozialistisch, dann wenigstens völkisch-national orientiert war und versuchen die Gründe zu finden, die ihn bewogen haben können, seine politische Auffassung zu überdenken. Dies ist jedoch unzutreffend, da die Grundvoraussetzung nicht stimmt.

Anhand der Untersuchungen der vorliegenden Arbeit zeigt sich, dass es sich nicht um eine „politische Konversion“, sondern vielmehr um Genesung oder Suche nach dem „inneren Gesetz“ handelt, um einen Weg also, auf dem der Dichter allmählich sein Ideal der Humanität herausbildete, verteidigte und für den er dann doch keine Allgemeingültigkeit beanspruchte. Die wertlose Unsicherheit der frühen Romane verliert nach und nach ihren aggressiven Gestus, der Autor findet zu moralischen Maximen. Mit der direkten Erfahrung der Gewalt des Regimes werden die Werte verklärt bis hin zu einer defensiven Ordnungsapologie.

---

<sup>171</sup> EW: Der Dichter und die Jugend; S. 12

<sup>172</sup> EW: Rede an die deutsche Jugend; S. 21

<sup>173</sup> EW: Abschied von der Zeit; SW 10, S. 672

## 8. Quellen

### Primärliteratur

Wiechert, Ernst: *Der Totenwolf*. Habbel&Naumann Verlag: Regensburg/Lepzig 1924.

Wiechert, Ernst: *Der Dichter und die Jugend*. [http://www.ernst-wiechert.de/Ernst\\_Wiechert\\_Der\\_Dichter\\_und\\_die\\_Jugend/Ernst\\_Wiechert\\_Herbig\\_Der\\_Dichter\\_und\\_die\\_Jugend.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Der_Dichter_und_die_Jugend/Ernst_Wiechert_Herbig_Der_Dichter_und_die_Jugend.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Wiechert, Ernst: *Der Dichter und die Zeit*. [http://www.ernst-wiechert.de/Ernst\\_Wiechert\\_Der\\_Dichter\\_und\\_die\\_Zeit/Ernst\\_Wiechert\\_Herbig\\_Der\\_Dichter\\_und\\_die\\_Zeit.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Der_Dichter_und_die_Zeit/Ernst_Wiechert_Herbig_Der_Dichter_und_die_Zeit.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Wiechert, Ernst: *Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit*. Rascher Verlag: Zürich 1946.

Wiechert, Ernst: *Der Totenwald: Ein Bericht*. Frankfurt/M.; Ullstein: Berlin 1996 (= TW)

Wiechert, Ernst: *Das einfache Leben*. Langen Müller Verlag: München 2002. (= EL)

Wiechert, Ernst: *Die Jeromin-Kinder. Band 1*. Rautenberg: Würzburg 2009

Wiechert, Ernst: *Die Jeromin-Kinder. Band 2*. Rautenberg: Würzburg 2009

Wiechert, Ernst: *Abschied von der Zeit*. In: Ernst Wiechert; *Sämtliche Werke – Band 10* (Spiele, Reden, Gedichte, Miscellanea). Verlag Kurt Desch: Wien/München/Basel 1957. S. 669-674.

Wiechert, Ernst: *Vom Umgang mit jungen Menschen*. In: Ernst Wiechert; *Sämtliche Werke – Band 10* (Spiele, Reden, Gedichte, Miscellanea). Verlag Kurt Desch: Wien/München/Basel 1957. S. 675-689

Wiechert, Ernst: *Rede an die deutsche Jugend*. [http://www.ernst-wiechert.de/Ernst\\_Wiechert\\_Rede\\_an\\_die\\_deutsche\\_Jugend/Ernst\\_Wiechert\\_Herbig\\_Rede\\_an\\_die\\_deutsche\\_Jugend.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Rede_an_die_deutsche_Jugend/Ernst_Wiechert_Herbig_Rede_an_die_deutsche_Jugend.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Wiechert, Ernst: *Ein Selbstporträt*. [http://www.ernst-wiechert.de/Ernst\\_Wiechert\\_Autobiographische\\_Skizzen/Ernst\\_Wiechert\\_Herbig\\_Selbstportraet.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Autobiographische_Skizzen/Ernst_Wiechert_Herbig_Selbstportraet.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Wiechert, Ernst: *Wälder und Menschen. Eine Jugend*. Frankfurt/M.; Ullstein: Berlin 1964. (= WuM)

Wiechert, Ernst: *Jahre und Zeiten. Erinnerungen*. Verlag Kurt Desch: Wien/München/Basel 1955. (= JuZ)



## Sekundärliteratur

Amery, Jean: *Bücher aus der Jugend unseres Jahrhunderts*. Stuttgart 1981

Barbian, Jan-Pieter: *Literaturpolitik im „Dritten Reich“*. *Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. In: Monika Estermann, Reinhard Wittmann (Hrsg.): *Archiv für Geschichte des Buchwesens*. Buchhändler-Vereinigung GmbH: Frankfurt am Main 1993

Bauer, Gerhard: *Sprache und Sprachlosigkeit im „Dritten Reich“*. Bundverlag: Köln 1990

Berger, Walter: *The „Unpolitical“ Outlook of Ernst Wiechert*. In: *German Life and Letters* 8. Jg. 1955; S. 142-143

Beutner, Bärbel; Pleßke, Hans-Martin (Hrsg.): *Von bleibenden Dingen. Über Ernst Wiechert und sein Werk*. R. G. Fischer: Frankfurt am Main 2002. (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 3)

Bluhm, Lothar: *Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration von Jochen Klepper bis Ernst Jünger*. Bouvier Verlag: Bonn 1991

Boag, Hugh Alexander: *Ernst Wiechert: The Prose Works in Relation to his Life and Times*. Stuttgart 1987. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 130)

Brecht, Bertold: *Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit*. In: Bertold Brecht: *Werke*. Berlin/Weimar 1988, Bd. 22, S. 79ff

Chatellier, Hildegard: *Ernst Wiechert im Urteil der deutschen Zeitschriftenpresse*. In: *Recherches germaniques*. Heft 3, S. 153-193. Straßburg 1973

Chick, Edson M.: *Ernst Wiechert and the Problem of Evil*. In: *Monatshefte* 46, no. 4 (1954); S. 181-191

Chick, Edson M.: *Ernst Wiechert's Flight to the Circle of Eternity*. In: *Germanic Review* 30 (1955), S. 282-293

Delabar, Walter: *Unheilige Einfalt. Zu den Verhaltenskonzepten in den Romanen Ernst Wiecherts*. In: Christiane Caemmerer, Walter Delabar (Hrsg.): *Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933 – 1945*. Westdeutscher Verlag: Opladen 1996; S. 135-150

Denk, Friedrich: *Die Zensur der Nachgeborenen. Zur regimekritischen Literatur im Dritten Reich*. Denk Verlag: Weilheim 1996

Ebeling, Hans: *Ernst Wiechert. Das Werk des Dichters*. Berlin 1937.

Ehrke-Rotermund, Heidrun: *Pragmatisch-zeitgeschichtliche Aspekte der „Verdeckten Schreibweise“*. In: *Literatur der ‚inneren Emigration‘ aus Österreich*. (Zwischenwelt 6) Verlag Döcker: Wien 1999; S. 39-46

Ehrke-Rotermund, Heidrun; Rotermund, Erwin: *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Studien zur ‚verdeckten Schreibweise‘ im Dritten Reich*. Fink: München 1999

Ernst Wiechert. *Der Mensch und sein Werk. Eine Anthologie*. München: Verl. Kurt Desch. 1951.

Fangmeier, Jürgen: *Ernst Wiechert als christlicher Dichter*. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit; Gebr. Mann Verlag: Berlin 1996; S. 71-86

Fink, Reinhard: *Das Weltbild Ernst Wiecherts*. In: Zeitschrift für Deutschkunde, 49/1935, S. 609-621

Franke, Manfred: *Jenseits der Wälder. Der Schriftsteller Ernst Wiechert als politischer Redner und Autor*. SH-Verlag: Köln 2003

Frisch, Max: *Stimmen eines anderen Deutschland. Zu den Zeugnissen von Wiechert und Bergengruen*. In: Neue Schweizer Rundschau, Januar 1946, Heft 9; S. 537-547

Grimm, Reinhold: *Im Dickicht der inneren Emigration*. In: Horst Denkler/Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen – Traditionen – Wirkungen. Reclam: Stuttgart 1976; S. 406-426

Grimm, Reinhold: *Innere Emigration als Lebensform*. In: Hg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand: Exil und innere Emigration. Athenäum Verlag: Frankfurt am Main 1972; S. 31-74

Günther, Joachim: *Die zwei Gesichter Ernst Wiecherts*. In: Zeitwende 31, München 1960. S. 532-541.

Hattwig, Jörg: *Das dritte Reich im Werk Ernst Wiecherts. Geschichtsdenken, Selbstverständnis und literarische Praxis*. Peter Lang Verlag: Frankfurt am Main 1984

Herd, E.W.: *The Unpolitical Outlook of Ernst Wiechert*. In: German Life and Letters 7, Heft 4; Jg. 1954; S. 266-271

Hollmann, Werner: *Ethical Responsibility and Personal Freedom in the Works of Ernst Wiechert*. In: Germanic Review 25 (1950), S. 37-49

Ingen, Ferdinand van: *Zwischen Totenwolf und Totenwald. Ernst Wiechert und die völkische Literatur*. In: Sjaak Onderdelinden (Hrsg.): Interbellum und Exil. Rodopi: Amsterdam/Atlanta 1991, S. 140-161

Keller, Ernst: *Die Flucht in die Wälder – Ernst Wiechert*. In: Ders.: Nationalismus und Literatur. S. 172-184

Krenzlin, Leonore: *Suche na einer veränderten Lebenshaltung. Ernst Wiechert: „Das einfache Leben“*. In: Hrsg. von Sigrid Bock und Manfred Hahn: Erfahrung Nazideutschland. Romane in Deutschland 1933-1945. Aufbau-Verlag: Berlin und Weimar 1987; S. 384-411

Krenzlin, Leonore: *Zwischen allen Stühlen. Ernst Wiechert in der politischen Öffentlichkeit*. [http://www.ernst-](http://www.ernst-wiechert.de/Internationale_Ernst_Wiechert_Gesellschaft/Wiechert_2000_Leonore_Krenzlin_Zwischen_all_en_Stuhlen_Ernst_Wiechert_in_der_politischen_Oeffentlichkeit.pdf)

[wiechert.de/Internationale\\_Ernst\\_Wiechert\\_Gesellschaft/Wiechert\\_2000\\_Leonore\\_Krenzlin\\_Zwischen\\_all\\_en\\_Stuhlen\\_Ernst\\_Wiechert\\_in\\_der\\_politischen\\_Oeffentlichkeit.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Internationale_Ernst_Wiechert_Gesellschaft/Wiechert_2000_Leonore_Krenzlin_Zwischen_all_en_Stuhlen_Ernst_Wiechert_in_der_politischen_Oeffentlichkeit.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Majer, Diemut: *Grundlagen des nationalsozialistischen Rechtssystems. Führerprinzip, Sonderrecht, Einheitspartei*. Kohlhammer: Stuttgart 1987

May, Franz-Albert: *Der weiße Büffel*: [http://www.ernst-wiechert.de/Ernst\\_Wiechert\\_Bibliografie/Franz\\_Albert\\_May\\_Interpretation\\_zu\\_Ernst\\_Wiecherts\\_Novelle\\_DER\\_WEISSE\\_BUEFFEL.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Bibliografie/Franz_Albert_May_Interpretation_zu_Ernst_Wiecherts_Novelle_DER_WEISSE_BUEFFEL.pdf) (letzter Zugriff: 9.3.2010)

Mayer, Hans: *Konfrontation der inneren und der äußeren Emigration: Erinnerung und Deutung*. In: Hg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand: *Exil und innere Emigration*. Athenäum Verlag: Frankfurt am Main 1972; S. 75-88

Messing, Axel Sanjose: *Untersuchungen zum Werk Ernst Wiecherts*. Ost- und Westpreußestiftung in Bayern „Professor Doktor Ernst Ferdinand Müller“ e.V., München 1986

Niven, William: *Ernst Wiechert and his Role between 1933 and 1945*. In: *New German Studies*, 16 (1990), 1-20. Zitiert nach: [http://www.ernst-wiechert.de/Presse\\_ueber\\_Ernst\\_Wiechert/Presse\\_Bill\\_Niven\\_ERNST\\_WIECHERT\\_AND\\_HIS\\_ROLE\\_BETWEEN\\_1933\\_AND\\_1945\\_English.pdf](http://www.ernst-wiechert.de/Presse_ueber_Ernst_Wiechert/Presse_Bill_Niven_ERNST_WIECHERT_AND_HIS_ROLE_BETWEEN_1933_AND_1945_English.pdf) (letzter Zugriff: 26.2.2011)

Ollesch, Helmut: *Ernst Wiechert*. 2. Aufl. Wuppertal-Barmen: Müller 1956. (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 3: Dichtung und Deutung)

Parkes-Perret, Ford B.: *Ernst Wiecherts dissident novella „Der weiße Büffel“*. In: *Neophilologus* 73/1989, S. 560-573

Petersen, Carol: *Ernst Wiechert. Mensch der Stille*. Hamburg: Hansischer Gildenverl. 1947. (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft: Band 1: Dichter der Gegenwart)

Plesske, Hans-Martin; Weigelt, Klaus (Hrsg.): *Zuspruch und Tröstung. Beiträge über Ernst Wiechert und sein Werk. Zum zehnjährigen Bestehen der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG)*. Frankfurt/Main: R. G. Fischer 1999. (= Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 2)

Plesske, Hans-Martin: *Vom Wort als Macht des Herzens. Versuch über Ernst Wiechert*. In: *Sinn und Form*. 40/1988, Heft 4, S. 760-775

Reiner, Guido, Weigelt, Klaus: *Ernst Wiechert heute*. Fischer Verlag: Frankfurt am Main 1993

Reiner, Guido: *Ernst Wiechert im Dritten Reich. Eine Dokumentation. (EW-Bibliographie 2. Teil)*, Paris 1974 (= EWB 2)

Reiner, Guido: *Ernst Wiechert im Urteil seiner Zeit. Literaturkritische Pressestimmen (1922-1975)*. Paris 1976

Reiner, Guido: *Ernst Wiechert im Wandel der Zeiten. Literaturkritische Beiträge*. Charenton-le-Pont 1982

Reiner, Guido: *Ernst-Wiechert-Bibliographie 1916-1971. Werke – Übersetzungen – Monographien mit kritisch – analytischen Kurzbesprechungen*. Paris 1972.

Rotermund, Erwin: *Vorüberlegungen zur Poetik, Rhetorik und Hermeneutik der „Verdeckten Schreibweise „im ‚Dritten Reich‘*. In: Literatur der ‚inneren Emigration‘ aus Österreich. (Zwischenwelt 6) Verlag Döcker: Wien 1999; S. 27-38

Schmollinger, Annette: *"Intra muros et extra". Deutsche Literatur im Exil und in der inneren Emigration. Ein exemplarischer Vergleich*. Winter Verlag: Heidelberg 1999. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte; F. 3, Bd. 161)

Schnell, Ralf: *Dichtung in finsternen Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus*. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Hamburg 1998

Schnell, Ralf: *Literarische Innere Emigration 1933-1945*. Metzler: Stuttgart 1976

Schoeps, Karl-Heinz Joachim: *Deutsche Literatur zwischen den Weltkriegen III. Literatur im Dritten Reich*. Peter Lang Verlag: Bern 1992

Schonauer, Franz: *Deutsche Literatur. Versuch einer Darstellung in polemisch-didaktischer Absicht*. Walter-Verlag: Olten und Freiburg im Briesgau 1961

Schrage, Franz H.: *Weimar - Buchenwald. Spuren nationalsozialistischer Vernichtungsgewalt in Werken von Ernst Wiechert, Eugen Kogon, Jorge Semprun*. Grupello-Verlag: Düsseldorf 1999.

Wulf, Joseph: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Rowohlt: Gütersloh 1966